

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XVIII • Heft 2 • Winter 2015

- Josef Sallanz** „[K]ein freier Bauer auf freier Scholle“. Zur Umsiedlung der Dobrudschadeutschen ins Deutsche Reich vor 75 Jahren
- Susanne Clauß** Lebenserinnerungen an eine verlorene Heimat
„Oh schöne Dobrudscha, Dich grüß ich immerzu.“
- Horst Pffingsten** Wundersame Begegnungen am Rande Europas
Eine Reise nach Gagausien
- Thomas Schares** „Zacuska City“
Sprachlandschaft Bukarest
- Clara Herdeanu** Sprache macht Revolution. Das Verhältnis von Sprache, Macht und Medien im Kontext der rumänischen Revolution
- Silvia Irina Zimmermann** „Die republikanische Staatsform ist die einzige rationelle.“
War Königin Elisabeth von Rumänien republikanisch?
- Laura Gabriela Laza** Wolf von Aichelburg
Siebenbürgischer Schriftsteller, Maler, Komponist und Übersetzer
- Walter Engel** Geistiger Rückhalt für Banater Schwaben in Zeiten der Bedrängnis
Anmerkungen zur Temeswarer Monatsschrift „Von der Heide“
- Romanița Constantinescu** La mulți ani, Domnule Profesor!
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Heitmann zum 85. Geburtstag
- Neue Bücher**

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jörn Henrik Kopfmann
Dr. Silvia Machein
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz/Layout: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breinfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Inhalt

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

vor 75 Jahren wurden die Dobrudschadeutschen aus Rumänien, wie auch die Bessarabien- und Bukowina-deutschen, „heim ins Reich“ geholt. Im Eingangsartikel werden exemplarisch an den deutschen Dobrudschanern kurz die Umstände, die dazu führten, vorgestellt und es wird auf die Situation der Umsiedler im Lager und im Ansiedlungsgebiet eingegangen. Im folgenden Beitrag schildert Susanne Clauß die Erinnerung Dobrudschadeutscher an die Lebenswelten ihrer Heimatregion zwischen Donau und Schwarzem Meer. Anschließend führt uns Horst Pffingsten durch die autonome Region Gagausien im Süden der Republik Moldau, die sich als Flickenteppich (neu) zu erfinden versucht.

Thema von Thomas Schares' Artikel ist der Reiz der Andersartigkeit und Fremdheit von Bukarest, die er anhand von sprachlichen Landschaften in der Stadt aufstöbert. Danach untersucht Clara Herdeanu das Verhältnis von Sprache, Macht und Medien im Zusammenhang mit dem politischen Umsturz von 1989 anhand der rumäniendeutschen und rumänischen Presse. Silvia Irina Zimmermann geht in ihrem Artikel der Frage nach, ob Königin Elisabeth von Rumänien republikanische Ansichten hatte. Laura Gabriela Laza beschäftigt sich anschließend mit der Securitate-Akte Wolf von Aichelburgs.

Walter Engel würdigt in seinem Artikel die Bedeutung der Temeswarer Monatsschrift „Von der Heide“ für die kulturelle Identität der Banater Schwaben, zudem geht er auf die Vermittlerrolle der Zeitschrift zwischen deutscher und rumänischer Literatur ein. Und mit Romanița Constantinescu gratulieren wir unserem langjährigen DRG-Mitglied, dem Romanisten Klaus Heitmann, ganz herzlich zu seinem 85. Geburtstag!

Eine spannende Lektüre wünscht Ihnen

*Ihr
Josef Sallanz*



- 4 Zur Umsiedlung der Dobrudschadeutschen**
Josef Sallanz
- 6 Lebenserinnerungen an eine verlorene Heimat**
Susanne Clauß
- 9 Eine Reise nach Gagausien**
Horst Pffingsten
- 12 Sprachlandschaft Bukarest**
Thomas Schares
- 15 Sprache macht Revolution**
Laura Herdeanu
- 18 War Elisabeth von Rumänien republikanisch?**
Silvia Irina Zimmermann
- 21 Wolf von Aichelburg**
Laura Gabriela Laza
- 24 Die Monatsschrift „Von der Heide“**
Walter Engel
- 27 La mulți ani, Domnule Profesor Heitmann!**
Romanița Constantinescu
- 30 Neue Bücher**
 - Mircea Cărtărescu: Der Flügel. Roman (Brigitte Heymann)
 - Alexandru Vona: Vitralii. Frühe Gedichte und Prosa (Markus Fischer)
 - Herbert-Werner Mühlroth: Eine Eisenbahn in meinem Traum (Edith Ottsohowski)
 - Herta Müller: Mein Vaterland war ein Apfelkorn. Ein Gespräch mit Angelika Klammer (Maria Irod)
 - Langenscheidt Sprachführer Rumänisch (Maren Huberty)
 - August Roland von Spiess: Siebzehn Jahre im rumänischen Hofjagddienst (Edda Binder-Iijima)
 - Adrian Majuru: Stadt der Verlockungen (Katharina Biegger)
 - Lucian Boia: Die Germanophilen (Florian Kühner-Wielach)
 - Gerhard Köpernik: Faschisten im KZ. Rumäniens Eiserner Garde und das Dritte Reich (Simon Geissbühler)
 - Johann Böhm, Klaus Popa: Vom NS-Volkstum zum Vertriebenenfunktionär (Mariana Hausleitner)
 - Valeska Bopp-Filimonov: Erinnerungen an die „Nicht-Zeit“ (Anke Pfeifer)
 - Georg Gerster, Martin Rill: Das Repser und das Fogarascher Land (Josef Sallanz)
 - Christian Winkler, Christina Winkler: Mit dem Wohnmobil nach Rumänien (Adrian Teleabă)

*Die deutsche Siedlung Kulelie/Colelia in der Dobruja wurde 1880 gegründet, 1934 errichteten deutsche Kolonisten die römisch-katholische Kirche im Ort. Nach der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen 1940 kamen hauptsächlich Aromunen nach Kulelie; 1966 wurde von ihnen das Dorf aufgegeben. Bis 2006 erinnerte nur noch die Kirchenruine an die verschwundene Siedlung. Seit 2009 ist die wiederaufgebaute Kirche Teil eines rumänisch-orthodoxen Frauenklosters.
Foto von 2014, © Josef Sallanz*

Zur Umsiedlung der Dobrudschadeutschen ins Deutsche Reich vor 75 Jahren

„[K]ein freier Bauer auf freier Scholle“

Josef Sallanz

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts sind deutsche Siedler in mehreren Wellen in die damals osmanische Dobrudscha eingewandert. Die deutschen Siedler kamen mit wenigen Ausnahmen aus Bessarabien sowie den neurussischen Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Taurin in die Dobrudscha, und sie wurden mehrheitlich 1812 unter Zar Alexander I. nach der Einverleibung Bessarabiens ins Russische Reich geholt. In der damals dünn besiedelten Dobrudscha, in die sie in drei größeren Etappen – 1841 bis 1857, 1873 bis 1883 und 1890 bis 1892 – einwanderten, wurden den deutschen Kolonisten keinerlei Schwierigkeiten beim Landkauf und der Ansiedlung bereitet, zumal dort weder der Ackerbau noch ein fester Grundbesitz entwickelt waren. Nach dem Russisch-Osmanischen Krieg verlor die Hohe Pforte die Dobrudscha. Im Frieden von San Stefano wurde 1878 der größere nördliche Teil der Region Rumänien zugesprochen, die Süddobrudscha wurde bulgarisch.

Am 22. Oktober 1940 wurde in Bukarest die „Vereinbarung zwischen der Deutschen Regierung und der Königlich Rumänischen Regierung über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung der Südbukowina und der Dobrudscha in das Deutsche Reich“ unterzeichnet. Zuvor war die Umsiedlung geschickt vorbereitet worden. So kamen 1939 Studenten aus dem Deutschen Reich in die meisten dobrudschadeutschen Siedlungen. Diese wurden bei den Dobrudschadeutschen privat untergebracht, um „uns alles schönzureden“, wie Mathilde Klein aus Malkotsch/Malcoci in ihren Erinnerungen feststellt, „damit wir dem Aufruf zum Auswandern folgten“. Für die Kinder der Kolonisten tat sich eine neue Welt auf, denn sie wurden von den Studenten – die wiederum, um möglichst alle Kinder zu erreichen, auch in den deutschsprachigen Unterricht gingen – für ihre Verhältnisse reichhaltig beschenkt. Sie bekamen Süßigkeiten, die es von den Eltern in der Regel nur ganz selten gab, und andere Kleinigkeiten. Und die Studenten verstanden ihren Aufenthalt in der Dobrudscha nicht als Urlaub, sondern sie halfen ihren Gastgebern auch auf dem Feld, und erklärten beispielsweise, dass im Reich nicht mehr mit dem „einscharigen Pflug“ gearbeitet wird, sondern überall Maschinen zum Einsatz kämen.

Für die Dorfjugend waren die Begegnungen mit den Studenten besonders aufregend, denn diese brachten ihnen neue Lieder und Tänze bei, unternahmen Ausflüge mit ihnen und schwärmten nebenbei von den hervorragenden Verhältnissen im Dritten Reich, während die Eltern sich mit der Familie und den Nachbarn über Bleiben oder Gehen beratschlagten. Das Versprechen, in der neuen Heimat wieder einen Hof zu bekommen, überzeugte viele Dobrudschadeutsche, sich umsiedeln zu lassen, besonders die, die nur über wenig oder gar kein Land verfügten. Andererseits waren nicht alle von der Umsiedlung begeistert. So hört Lydia Bergen aus Atmadscha/Atmagea in ihren Erinnerungen ihre Mutter sagen: „Kinder, lasst sie gehen. Das hier ist unser Zuhause. So viel gibt man nicht auf und geht ins Ungewisse, wir bleiben hier.“ Treffend fasste der Heimatdichter Johann Adam

aus Tschukurowa/Ciucurova die damals vorherrschende Situation unter den Dobrudschadeutschen, die auch als „Auswanderungspsychose“ beschrieben wurde, in seinem Tagebuch zusammen: „Es geht alles so widerstandlos vor sich, dass die Gegner der Umsiedlung gar nicht zu Worte kommen. Einer, der dennoch wagt, dagegensprechen, wird von der ganzen Kommission aufgesucht und bearbeitet. Er geht auch mit.“



Dekan Hans Petri am Nachmittag des 14. November 1940 während der Abschiedsfeier vor dem Tor des evangelischen Friedhofs in Kobadin/Cobadin. Quelle: Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Freiburg, Nachlass Otto Klett/Johannes Niermann, Signatur Dx00217.

Von der Volksgruppenführung wurden die Dobrudschadeutschen als „nichthaltbarer Splitter“ eingestuft, deren Überlebensfähigkeit als Ethnie in der Region nicht gegeben sei. Die Entscheidung zur Umsiedlung wurde aber letztendlich in Berlin getroffen; Dobrudschadeutsche

waren am Zustandekommen des deutsch-rumänischen Umsiedlungsvertrages nicht unmittelbar beteiligt.

In nur wenigen Wochen organisierten Taxatoren mithilfe von Dolmetschern und Ärzten die Umsiedlung. Unter erheblichem Zeitdruck stellten die ortsunkundigen Taxatoren die Vermögenswerte fest. Widerstände gegen die Umsiedlung kamen eher von außen, weniger von den Betroffenen selbst. Während die rumänische Regierung vorsichtig handelte und der deutschen Seite in hohem Maße entgegen kam, war das Erzbischöfliche Ordinariat von Bukarest gegen eine Umsiedlung der dobrudschadeutschen Katholiken. Am 5. November 1940 begann die Umsiedlung der Dobrudschadeutschen, bereits einen Monat später war diese abgeschlossen.

Im seinem Taxation-Schlussbericht schreibt Hasso Klotzsche, dass es „bezeichnend ist, dass sich einige große und wohlhabende Bauern sehr schwer zur Umsiedlung entschlossen haben (z. B. Steinmann aus Horoslar [Poiana]). Der ärmere Teil der Bevölkerung war jedoch erfreut über die Umsiedlung, allerdings in der stillen Hoffnung, dass es ihnen in Deutschland wirtschaftlich besser gehen würde“. In der Erinnerung erscheint Mathilde Klein die Umsiedlung dagegen als „Vertreibung aus dem Paradies“, allerdings schlossen sich der Umsiedlung (fast) alle an, um nicht als Deutsche allein in der Region zurückzubleiben.

Die Dobrudschadeutschen wurden per Bahn zum Donauhafen Cernavodă gebracht. In Cernavodă, berichtet Theophil Hopp aus Fachria/Făclia, standen die Geschäftsleute, bei denen die Dorfbewohner stets einkauften, zur Verabschiedung auf der Straße, zum Teil hatten sie Tränen in den Augen und konnten nicht glauben, dass die Deutschen ihr stattliches Dorf verlassen.

Von Cernavodă erfolgte ihre Verschiffung auf dem Donauweg bis Semlin bei Belgrad. Im Zwischenlager Semlin kamen die Umsiedler in der Regel nach drei Tagen an, dort mussten sie dann meist nochmals drei Tage in Zelten verbringen. Zwar war es ziemlich kalt, doch die Verpflegung war nach verschiedenen Berichten äußerst gut. Von Semlin ging es mit der Bahn weiter ins Deutsche Reich. Die deutschen Siedlungen in der Dobrudscha hatten nun aufgrund der nationalsozialistischen Volkstumspolitik aufgehört zu bestehen.

Für die rund 16.000 deutschen Umsiedler aus der Dobrudscha – einschließlich der etwa 500 Deutschen aus Bulgarien, die 1943 folgten – begann nun ein Leben in Massenquartieren. Die Dobrudschadeutschen kamen Übergangsweise in über 100 Lager der Volksdeutschen Mittelstelle in den Reichsgauen Mainfranken und Niederdonau unter. Bei der Umsiedlung hieß es, dass die Ansiedlung der Dobrudschaner im März 1941 erfolgen sollte. Doch ihre Ansiedlung im „Osten“ geriet ins Stocken, weil die entsprechenden freien Höfe fehlten, die meisten von ihnen wurden zumeist 1942, also nach Ablauf von 2 Jahren,

hauptsächlich im Warthegau sowie in Böhmen und Mähren angesiedelt, eine Minderheit sogar noch später oder gar nicht. In den letzten Kriegsmonaten befanden sich noch fast 1.300 Dobrudschadeutsche in den Lagern.

Die meisten der Umsiedler favorisierten die Ansiedlung im Osten, denn damit hätten, zumindest laut der gängigen Vorstellung, nicht nur die gewachsenen Dorfgemeinschaften aus der Dobrudscha erhalten bleiben können, sondern man hoffte auch auf einen eigenen Hof. Ein Wohnsitz im Altreich war aus Sicht der meisten Dobrudschadeutschen weniger erstrebenswert, denn schließlich standen dort keine Höfe als Ausgleichsobjekte für die Umsiedler zur Verfügung.

Je länger die Dobrudschadeutschen auf ihre Ansiedlung warten mussten, desto größer wurde die Kritik, die sich im besonderen Maße gegen die Art und Weise des Umsiedlungsvorgangs richtete, vor allem aber auch gegen das Auseinanderreißen der in der Dobrudscha gewachsenen Dorfgemeinschaften. Viele Illusionen gingen recht schnell verloren, denn gewachsene Traditionen und vorhandene Wertvorstellungen fanden keine Berücksichtigung bei der Neuansiedlung auf unrechtmäßig enteignetem Besitz von Polen und Tschechen, wie viele Dobrudschadeutsche schnell merkten, und häufig war der neuerlangte Besitz nicht gleichwertig mit dem in der Dobrudscha verlorenen.

Mit Beginn der zweiten Januarhälfte 1945 hatten die Deutschen im Osten und somit auch die Umsiedler aus der Dobrudscha den Evakuierungsbefehl erhalten. Nun zogen zahlreiche Trecks durch Schnee und Eis in Richtung Westen.



Das Tor zum Friedhof von Kobadin/Cobadin, Mai 2015.

Foto: Moritz Hengelhaupt

Sehr viele Dobrudschadeutsche ließen sich vor allem in Süddeutschland nieder, viele wanderten in den 1950er Jahren nach Amerika aus. Die Dobrudschaner passten sich ihrer neuen Umgebung an, sehnten sich aber nicht selten nach ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit in der alten Heimat. So schreibt Wilhelm Brenner aus Fachria 1960 im *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen*: „Eine Heimat finden wir nicht mehr, so, wie wir es uns einst vorgestellt hatten. Ein freier Bauer auf freier Scholle.“

„Oh schöne Dobrudscha, Dich grüß ich immerzu.“

Lebenserinnerungen an eine verlorene Heimat

Susanne Clauß

„Oh Du mein Heimatland am schönen Schwarzmeerstrand / die Felder ohne Zahl sind mir so wohlbekannt. / Oh schöne Dobrudscha, Dich grüß ich immerzu. / Oh mein Heimatland, wie schön bist Du.“

Bei diesen Textzeilen handelt es sich um den Refrain eines Liedes aus dem Liederkanon der Singgruppe „Die lustigen Dobrudschaner“, einer der wichtigsten kulturellen Institutionen der Dobrudschadeutschen. Die Dobrudschadeut-



Abb. 1: Familie Heinrich Klukas aus Kodschalak/Cogealac. Quelle: IVDE, Freiburg, Nachlass Otto Klett/Johannes Niermann, Signatur Fg00016.

schen gehören zu den deutschen Minderheiten des südöstlichen Europas und lebten von etwa 1840 bis 1940 in der Dobrudscha, einem Gebiet entlang der Schwarzmeerküste des heutigen Rumäniens und Bulgariens. Der eingangs zitierte Liedtext gehört zu einem Auftritt der „lustigen Dobrudschaner“ auf der Goldenen Hochzeit eines dobrudschadeutschen Ehepaares, das im Jahr 1940 in Fachria/Făclia in der Dobrudscha getraut wurde. In diesem Jahr wurde der Großteil der Dobrudschadeutschen, rund 16.000 Personen, im Zuge der nationalsozialistischen Siedlungspolitik zunächst in die Lager der Volksdeutschen Mittelstelle umgesiedelt und später meist im sogenannten Protektorat Böhmen und Mähren beziehungsweise im Warthegau angesiedelt. Nach der Flucht vor der sowjetischen Armee zu Beginn des Jahres 1945 und der Ankunft in Deutschland lebte die Mehrheit der Dobrudschadeutschen schließlich in der Bundesrepublik, wie auch das Ehepaar, auf dessen Goldener Hochzeit die „lustigen Dobrudschaner“ im Jahr 1990 ihren Auftritt hatten. Die gesamte Darbietung der Gesangsgruppe wurde auf einer VHS-Kassette aufgezeichnet, die sich heute im Filmarchiv des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg befindet und zum Nachlass Otto Klett/Johannes Niermann gehört. Otto Klett war langjähriger Vorsitzender der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen und Herausgeber des *Jahrbuches der Dobrudschadeutschen*.

Johannes Niermann war Professor für Pädagogik an der Universität zu Köln und führte zu Beginn der 1990er Jahre ein umfangreiches Forschungsprojekt zur Geschichte und Kultur der Dobrudschadeutschen durch, in dem über neunzig Dobrudschadeutsche zu ihrem Leben in der alten Heimat befragt wurden. Nach dem Tod von Niermann kam sein Nachlass, zusammen mit dem Nachlass von Klett, den Niermann einige Jahre zuvor von Kletts Witwe erhalten hatte, im Dezember 2008 in das IVDE in Freiburg. Zum Nachlass Klett/Niermann gehören über 400 Tonbandkassetten, auf denen Interviews mit Dobrudschadeutschen zu hören sind, über 20.000 Fotos sowie mehreren tausend schriftlichen Dokumenten, die Auskunft über fast alle Bereiche der alltäglichen Lebenswelt der Dobrudschadeutschen in ihrer alten Heimat geben können.

Abbildung 1 aus dem Nachlass Klett/Niermann zeigt einen grundlegenden Bestandteil dieser Lebenswelt: die Familie. Hier zu sehen ist eine dobrudschadeutsche Familie mit ihren 12 Kindern und einem Schwiegersohn.

Die Aufnahme wurde im Jahr 1906 gemacht. 12 Kinder mögen aus heutiger Sicht ungewöhnlich viel erscheinen, waren bei den deutschen Siedlern in der Dobrudscha aber durchaus keine Seltenheit. So berichtete eine Dobrudschadeutsche aus Adschemler/Ciobănița in einem Interview aus Niermanns Forschungsprojekt in diesem Zusammenhang zum Beispiel Folgendes: „Wir waren 15 Kinder. 9 sind am Leben geblieben, die anderen sind gestorben, klein, als kleine Babys. [Der] Kinderreichtum war groß. ... Jede Familie hat 7, 8 bis 10 Kinder gehabt.“

Die interviewte Dobrudschadeutsche spricht hier ein wichtiges Thema an: die hohe Kindersterblichkeit. Nach den Aussagen der Befragten haben nur knapp zwei Drittel der geborenen Kinder in ihrer Familie das Kleinkindalter überlebt. Die Gründe hierfür mögen in den unzureichenden hygienischen Bedingungen während der Geburt, aber auch in der mangelnden ärztlichen Versorgung in der Region gelegen haben.

Wenn ein Kind die ersten Jahre überstanden hatte, war die Kindheit in der Dobrudscha natürlich auch von glücklichen Momenten geprägt, aber auch von Pflichten im Haushalt der Familie, nach denen sich auch die Häufigkeit des Schulbesuchs der Kinder richtete. So schreibt ein Dobrudschadeutscher in einem Bericht, der sich im Nachlass Klett/Niermann befindet, dazu Folgendes: „Die Schule

sollte ja am 1. September beginnen; aber die fing erst im Oktober an und da auch nur [für] die Kleinen, denn die Großen, die schon etwas leisten konnten, die wurden zuhause behalten. Überhaupt die Buben, die mussten Acker treiben, bis der Schnee kam. Mir ist es passiert, dass ich erst 14 Tage vor Weihnachten in die Schule [kam].“

Neben dem regulären Unterricht war auch der Konfirmandenunterricht für die deutschen Schüler in der Dobrudscha ein wichtiges Thema. Denn die Mehrheit der Dobrudschadeutschen war evangelisch. Zu diesem Thema befinden sich im Nachlass Klett/Niermann verschiedene interessante Dokumente, zu denen zum Beispiel eine Liste mit Fragen der Konfirmationsprüfung vom 24. April 1932 in Kobadin/Cobadin gehört. In diesem Zusammenhang ist eine Passage aus den Memoiren eines Dobrudschadeutschen aus Fachria zum Ablauf der Konfirmationsprüfung sehr aufschlussreich: „Ich hatte mir den Unterricht etwas anders vorgestellt, ähnlich einer Machtprobe, daß ein jeder zeigen kann, was er gelernt hat, aber weit gefehlt. Von dem, was uns vom Lehrer eingetrichtert wurde, wurde uns ganz wenig gefragt. Herr Pastor gab nur den guten Schülern einen Spruch auf zum Auswendiglernen und [deren] Namen wurden dann aufgeschrieben und allen eingeschärft. Wenn er eine Frage stellt [hatten] alle die Finger heben sollen, auch, wenn er nichts weiß, und so geschah es dann auch und das Ganze hat prächtig zusammen gestimmt. Ich aber hab es und sehe es heute noch als Betrug an, wenigstens den Eltern gegenüber.“

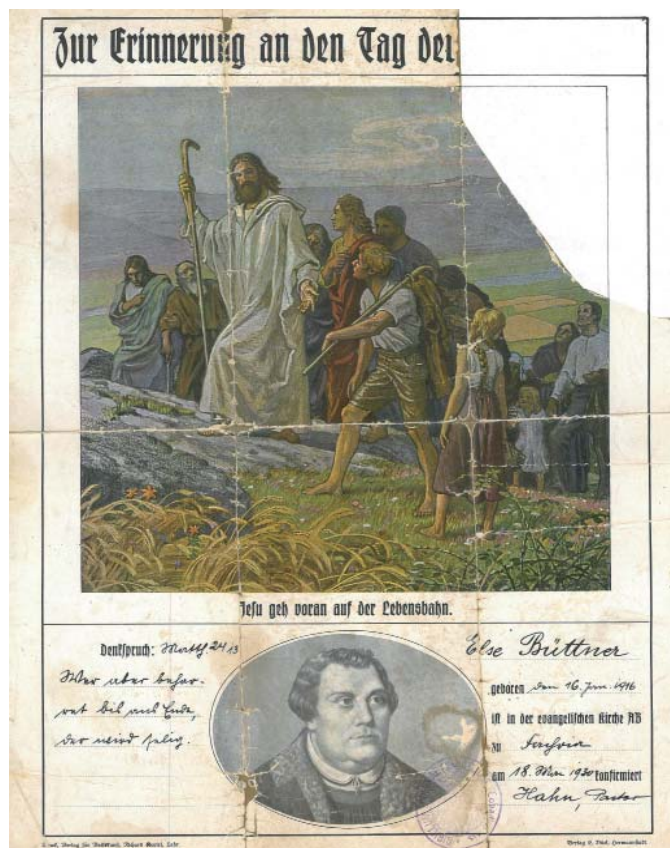


Abb. 2: Konfirmationsurkunde einer Dobrudschadeutschen aus Fachria/Făclia. Quelle: IVDE, Freiburg, Nachlass Otto Klett/Johannes Niermann, Signatur 4/1/742.

Wenn man die Konfirmationsprüfung erfolgreich absolviert hatte, bekam man auch eine Urkunde, wie sie in Abbildung 2 zu sehen ist. Diese Urkunde wurde von Pfarrer Herbert Hahn, dem späteren langjährigen Vorsitzenden der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen und Herausgeber des *Rundbriefes der Dobrudschadeutschen*, ausgestellt. An dem in der Urkunde verzeichneten Geburtsdatum und an dem Ausstellungsdatum der Urkunde kann man erkennen, dass die Konfirmandin zu jenem Zeitpunkt 14 Jahre alt war. Die Konfirmation bedeutete einen wichtigen Übergang vom Ende der Kindheit zum Beginn des Erwachsenenlebens.



Abb. 3: Hochzeit eines dobrudschadeutschen Brautpaares in Mamuslia/Căscioarele. Quelle: IVDE, Freiburg, Nachlass Otto Klett/Johannes Niermann, Signatur Fk00047.

Zu diesem gehörte auch ein weiterer wichtiger Schritt im Leben eines beziehungsweise einer Dobrudschadeutschen: die Hochzeit. Im Nachlass Klett/Niermann finden sich mehrere Archivalien zu diesem Thema. Dazu gehört auch das Foto in Abbildung 3, das die Hochzeit von Daniel Ponto und Pauline Wiedmer im Jahr 1924 zeigt. Die Braut war zu diesem Zeitpunkt 20 Jahre alt, also im Vergleich zum heutigen Heiratsalter noch recht jung. Die Braut trägt schon ein moderneres Brautkleid in Weiß. Bilder aus früheren Jahren zeigen oft auch schwarze Brautkleider. Die meisten Hochzeiten in der Dobrudscha fanden zwischen Oktober und April statt, die Hochzeit in Abbildung 3 im November. In den übrigen Monaten stand die Arbeit auf dem Feld im Vordergrund und ebenfalls nicht unerheblich: Auch der Wein war nach der Ernte im Herbst in größeren Mengen verfügbar. In diesem Zusammenhang ist auch ein Blick auf die beiden Männer mit den Schürzen und den Flaschen in der Hand lohnenswert. Diese waren die sogenannten „Austräger“ der Hochzeitsgesellschaft. Sie hatten die Gäste während der Hochzeitsfeier mit Wein und Schnaps zu bedienen, waren meistens hemdsärmelig gekleidet, trugen weiße Schürzen und oft auch kleine Sträuße an der rechten Brust.

Nach der Hochzeit wohnte das Brautpaar bei den Eltern des Bräutigams. Mindestens für 1 bis 2 Jahre, bevor sie anfangen, selbst ein Haus zu bauen. Sie erhielten in der ersten Zeit nach der Hochzeit sehr viel Unterstützung durch die Eltern, die Braut bekam Möbel, Wäsche und

oft auch Vieh von ihren Eltern. Die Eltern des Bräutigams stellten die Unterkunft, Pferde und einen Teil der Ernte zur Erleichterung des Starts in ein selbstständiges Leben zur Verfügung. Dazu gehörte natürlich auch die Geburt des ersten Kindes. Und damit begann der Lebenskreislauf in der Dobrudscha von neuem. Schon zu Beginn des Beitrags wurde in diesem Zusammenhang auch die hohe Kindersterblichkeit in der Dobrudscha angesprochen, mit der auch das Thema der Trauer verbunden ist. Auch dieser Aspekt ist immer wieder Gegenstand der Archivalien aus dem Nachlass Klett/Niermann. So hat eine Dobrudschadeutsche aus Fachria in einem Interview aus Niermanns Forschungsprojekt beispielsweise den Umgang mit Todkranken in Deutschland und in der Dobrudscha miteinander verglichen und sagte dazu Folgendes: „Ich weiß net. Bei uns war’s doch so, dass man die einfach begleitet hat, die Kranke bis zum Tod. Und jetzt sagt man: ‚Der Kranke brauch seine Ruh.‘ So dass dann der Kranke – der ist so ganz, ganz in Frieden gestorben. Weil, er hat sich begleitet gewusst von seinen irdischen Bekannten und Verwandten. Hat sich nicht so allein gefühlt. Da denk ich oft dran – deswegen. Es fühlen sich viele Alte sehr allein, weil sie nicht mehr begleitet werden von einer Gemeinschaft – wie es bei uns war.“



Abb. 4: Trauerfeier für einen Dobrudschadeutschen in Kodschalak/Cogealac. Quelle: IVDE, Freiburg, Nachlass Otto Klett/Johannes Niermann, Signatur Fk00017.

Dieses Begleiten des Todkranken und schließlich auch des Toten durch die Gemeinschaft kommt auch in Abbildung 4 zum Ausdruck. Das Bild wurde im Jahr 1914 aufgenommen. Die Frau am linken Ende des Sargs, mit dem Kind auf dem Arm, ist die Witwe des Verstorbenen.

Interessant ist, dass die deutschen Siedler einen eigenen Friedhof, getrennt vom rumänischen, hatten. Nach der fast vollständigen Umsiedlung der Dobrudschadeutschen im Jahr 1940 zählen die deutschen Grabmale auf den Friedhöfen zu den wenigen verbliebenen Zeugnissen der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha.

Die ersten Jahre nach der Umsiedlung verbrachten die Dobrudschadeutschen zunächst in den Umsiedlungslagern der Volksdeutschen Mittelstelle. Aus einem

Dokument aus dem Nachlass Klett/Niermann geht hervor, dass über ein Jahr danach noch immer über 85 Prozent der Dobrudschadeutschen in diesen Lagern lebten. In den Archivalien aus dem Nachlass erinnerten sich die Dobrudschadeutschen vor allem an die zahlreichen Entbehrungen, die mit diesem Leben verbunden waren. So erzählte eine Dobrudschadeutsche aus Kobadin in einem der Interviews aus Niermanns Forschungsprojekt zur Unterbringung der Umsiedler in den Lagern: „Und dann, dass sie uns so in die Lager gesperrt haben. Wir waren zuhause doch getrennt die Familien. Arm und Reich schon einmal auch getrennt. Und wo viele Kinder sind und wo wenig sind. Das hätte man ein bisschen trennen müssen. Alles so haben sie zusammen rein. Da waren Familien mit 7, 8 Kinder. Ich hatte nur mein kleines Baby gehabt. Also es war, es war schlimm, es war schlimm.“

In diesem kurzen Interviewausschnitt wird neben den beengten Wohnverhältnissen in den Lagern auch ein weiterer wichtiger Aspekt angesprochen: Alte, gefestigte soziale Strukturen der Dorfgemeinschaften wurden aufgebrochen. Denn mit der Umsiedlung hatten alle Dobrudschadeutschen ihren Besitz verloren. Damit wurden in gewisser Weise alle Mitglieder der alten Dorfgemeinschaften auf die gleiche soziale Stufe gestellt, was nicht nur der Dobrudschadeutschen in diesem Interview missfiel.

Der Beitrag sollte einen Eindruck davon vermitteln, wie sich die Dobrudschadeutschen an verschiedene Stationen ihres Lebens in der alten Heimat, angefangen von der Kindheit, über Erlebnisse ihrer Jugend bis hin zu Tod und Trauer und die Zeit nach dem Ende des Lebens in der Dobrudscha erinnert haben. Dass die Erinnerungen an die alte Heimat immer eine wichtige Rolle gespielt haben, wird auch mit einem Blick auf den Kontext, aus dem das Zitat in der Überschrift des Beitrags stammt, deutlich. Wie eingangs erwähnt, stammt es aus einem Lied, das 1990 auf der Goldenen Hochzeit eines dobbrudschadeutschen Ehepaares aus Fachria gesungen wurde. Dass Menschen auch 60 Jahre, nachdem sie ihre Heimat verlassen haben, immer noch das Bedürfnis haben, sich an das Leben in der alten Heimat zu erinnern, zeigt, wie sehr die kleine Gruppe der Dobrudschadeutschen mit ihrer verlorenen Heimat verbunden war. Anhand der Quellen aus den beiden Nachlässen von Klett und Niermann lässt sich auch heute noch nachvollziehen, was das Leben vor 75 Jahren in der Dobrudscha für die deutschen Siedler bedeutet hat und wie sie sich an ihre verlorene Heimat, an das Werden und Vergehen, an die Trauer und die Freude in der Dobrudscha erinnern haben.

Susanne Clauß ist am Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg im Breisgau im Bereich Archiv und Dokumentation tätig. Daneben arbeitet sie an einer Dissertation über die dobbrudschadeutsche Nordamerikaauswanderung der 1950er Jahre.

Eine Reise nach Gagausien

Wundersame Begegnungen am Rande Europas

Horst Pfingsten

Der Name Gagausien begegnete mir erstmals in dem Buch „Unterwegs nach Babadag“ von Andrzej Stasiuk, meinem großen schrifstellerischen Vorbild, der auf seiner Zickzacktour zu dem kleinen Türkenstädtchen in der Dobrudscha auch die Republik Moldau besuchte. Seiner ersten Station in Moldova, der Stadt Cahul, kehrte er schnell und mürrisch den Rücken und fuhr „... nach Comrat ..., in die Hauptstadt Gagausiens. Wer die Gagausen sind, weiß keiner so genau. ...“, schrieb er, und: „Es ist schwer, Comrat zu beschreiben, denn es ist kaum wahrnehmbar.“ Das klingt dürftig, und was er dort suchte, war ebenfalls lediglich zu errahnen; vielleicht wollte er halt nur Elena, die er im Bus nach Cahul kennengelernt hatte, in ihrem gagausischen Heimatdorf Baurci besuchen.

Für meine Reise im Frühjahr 2013 in den südlichen Teil der Republik Moldau, wo sich die Autonome Territoriale Einheit Gagausien wie ein Flickenteppich verbirgt, war ich vorab besser informiert, als es überhaupt hätte sein können, da mittlerweile im Leipziger Universitätsverlag ein umfangreiches Handbuch über die Republik Moldau erschienen war, in welchem Gagausien gebührend berücksichtigt wird. Bei diesem Handbuch handelt es sich nicht um einen Reiseführer. Erst nach Rückkehr von meiner Reise konnte ich den brandneuen Reiseführer „Moldova“ vom Trescher Verlag erwerben, den meines Wissens ersten Führer in deutscher Sprache, der sich speziell mit der Republik Moldau befasst, der aber über Gagausien auch nur auf zweieinhalb Textseiten zu informieren weiß. Erfrischend offenherzig fand ich hier den Hinweis im Vorwort: „Ein Land für Touristen, die keine Touristen mögen.“ Mit „Land“ war freilich „Moldova“ gemeint; nicht auszudenken, welche Aussage über Gagausien diesbezüglich hätte angebracht sein mögen.

Ehrlich bekenne ich, dass auch ich oft Vorbehalte gegenüber Touristen habe; mich selbst eingeschlossen. Unter anderem reise ich auch aus diesem Grunde gern allein und möglichst unauffällig. Wurde ich von einem Einheimischen entlarvt, mochte mir das aber bisher in der Regel schmeicheln. Was aber, wenn der Entlarvende ebenfalls keine Touristen mag oder aber keine deutschen. Oder er lediglich bereit ist, sich mit einem Touristen abzugeben, der seine Sprache spricht, russisch zum Beispiel, nicht jedoch etwa mit einer Person, welche rumänisch radebrecht oder gar auf englisch kommunizieren möchte.

Eben solches ist mir auf meiner Reise dann doch einige Male passiert: Zum Beispiel in Cahul, wo der Taxifahrer sich gelangweilt von mir wendete, weil er sich offenbar keine Mühe machen wollte, meine vorgetragenen Wünsche in einer anderen Sprache als der seinen, russischen, zu verstehen. Desgleichen die Fahrscheinverkäuferin am Busbahnhof in Cahul, der Herr am Nachbartisch des Restaurants im gagausischen Vulcănești, die Eisenbahnrankenbedienerin in Ceadîr-Lunga oder die „Buchhändlerin“ in Comrat. Jedesmal aber ging es letztlich dennoch gut aus: Der junge Taxifahrer,

der zweite in der Reihe, der auch nur russisch sprach, ließ sich von mir auf der Karte zeigen, wo ich hin wollte und chauffierte mich dann geduldig. Die Fahrscheinverkäuferin wurde von einem Herrn, der hinter mir in der Schlange stand, peinlicherweise zusammengestaucht; der drängte sich an den Schalter, zeigte ihr seinen Polizeiausweis, nachdem er zuvor mit mir das Problem auf englisch erörtert hatte.

Rumänisch ist Amtssprache in der Republik Moldau, das Russische hat sich als die Sprache der Wirtschaft durchgesetzt. Meine Unkenntnis bestand in der Verkennung der Tatsache, dass ein großer Prozentsatz der Menschen lediglich eine der beiden Sprachen beherrscht, wobei nach meinem Eindruck ein höherer Prozentsatz der Menschen, die das Rumänische beherrschen, auch russisch verstehen und sprechen als umgekehrt. Der Prozentsatz der allein Russischsprachigen indes ist am höchsten in Gagausien, wie auch das Bekenntnis zum Russischen für die Gagausen zugleich eine Demonstration ihrer Abneigung gegen eine „Wiedervereinigung“ mit Rumänien darstellen mag.

Gagausien grenzt zum Teil an die Ukraine, und zwar an das heute ukrainische Südbessarabien, Budschak genannt. Hier wohnt heute, nachdem 1940 die Bessarabiendeutschen „heim ins Reich“ geholt wurden, eine Bevölkerung, die zu über 50 Prozent Russisch als Muttersprache spricht. Eine Volksbefragung in Gagausien 2014 hat ergeben, dass mehr als 90 Prozent der Gagausen nicht der Europäischen Union beitreten wollen, sondern eine Freihandelszone mit Russland bevorzugen würden.

Von der Hauptstadt Chişinău aus führte mich zunächst ein Abstecher nach Bender, der transnistrischen Stadt, welche als einziger Ort noch auf der westlichen Seite des Dnjestr liegt. Der „Grenzübertritt“ hatte etwas Skurriles; der transnistrische Grenzer konnte mit meinem Reisepass offensichtlich nichts anfangen, so wie ich mit seinem kyrillischen Zettel nichts anfangen konnte, den ich auszufüllen hatte. Argwöhnisch von einem am Grenzposten halb eingegrabenen Schützenpanzer beobachtet, scheiterten wir beide an den uns nicht vertrauten Lettern

und den beiden Weltsprachen Englisch und Russisch. Was uns am Ende vermutlich weiterhalf, war die unausgesprochene Überzeugung beider Akteure, vor und hinter dem Schalterklappchen, dass die komplette Veranstaltung eh Unsinn war.



Lage der Autonomen Territorialen Einheit Gagausien (Gagausisch: Avtonom Territorial Bölümlüü Gagauz Yeri, Rumänisch: Unitate Teritorială Autonomă Găgăuzia); seine Autonomie innerhalb der Republik Moldau erlangte Gagausien Ende 1994. Grafik: TUBS, Quelle: wikipedia.org, CC BY-SA 3.0

Ein paar Tage später machte ich mich per Eisenbahn auf den Weg nach Süden. Der hochbetagte Diesellokomotiv brachte mich unversehrt zunächst bis in das Grenzstädtchen Basarabească, von wo aus ich zu Fuß zu der ukrainischen Siedlung Серпневе/Serpnewe, dem alten Kolonistendorf Leipzig, in Südbessarabien wandern wollte. Dort, wenige Kilometer hinter der Grenze, lebte noch ein einziges bessarabiendeutsches Ehepaar, zu dem ich vor Beginn meiner Reise Kontakt aufgenommen hatte. Die ukrainischen Grenzer schienen zunächst etwas ratlos, wie sie mit diesem einsamen, merkwürdigen Wanderer und Grenzgänger in der Abenddämmerung verfahren sollten. Als sie verstanden, dass ich Waldemar und seine Frau Lilly besuchen wollte, lachten sie erleichtert: „Ah, Wolodja!“ Zwei Tage später aßen, tranken und tanzten Waldemar und ich mit ihnen. Sie hatten uns von der Straße weg eingeladen, mit ihnen ihr Ehrenfest zu feiern, den „Tag des ukrainischen Grenzschützers“. Als ihr Ehrengast musste ich zum Abschied eine kurze Rede halten. Mit einigem Wodka im Hirn und dezerten Tränen der Rührung in den Augen bedankte ich mich für die Gastfreundschaft und gab meiner Freude Ausdruck über das friedliche Zusammenleben der Nachbarn an den

Nahtstellen von Ost und West. Der Beifall fiel passend zur Betretenheit der Gesichter aus ...

Eine Matruschka, ein Kleinbus, brachte mich schließlich von Basarabească nach Comrat, der Hauptstadt Gagausiens. Von einer Grenzüberschreitung war unterwegs nichts zu spüren. Als alle Passagiere ausstiegen, stieg ich auch aus; ich musste annehmen, dass ich angekommen war. Die Stadt hat etwas mehr als 20.000 Einwohner. Die allermeisten sind Gagausen.

Ich sperrte meine Augen und Ohren auf, das Gagausische zu suchen. Ich fand Lenin, hoch auf seinem Sockel, in der Hauptstraße, der Leninstraße. Später stellte ich fest, dass in allen gagausischen Orten die Hauptstraße Leninstraße heißt, wobei zudem zumindest in den drei gagausischen Städten in nämlicher Straße ein aufgesockelter Lenin stand. Das Parlamentsgebäude fand ich schnell; es steht in der Leninstraße in Lenins Sichtweite und ist an der großen gagausischen Fahne zu erkennen, die an der Fassade flattert: blau, weiß, rot (eine andere Anordnung als die der russischen Trikolore: weiß, blau, rot), mit drei gelben Sternen im Blau. Hier wird die Autonomie verwaltet: Bildung und Kultur, Soziales einschließlich Gesundheitswesen, Wirtschaft, Umweltschutz, Polizeiwesen.

Täglich ab 17 Uhr wimmelte es in Comrat von Polizisten. Junge Burschen ganz in Schwarz, im Dreiertrupp, zwei mit schwarzem Knüppel, der mittlere mit Knüppel und zusätzlich einer Pistole im Halfter, schlenderten durch die Straßen. Ständig sich selbst begegnend und nur mit Mühe ihre Langeweile kaschierend, schienen sie nicht darauf aus zu sein, das Böse zu suchen, sondern eher die Autonomie der gagausischen Polizei zu demonstrieren. Sie sprachen russisch. Alle Comrater sprachen russisch. Nein, nicht alle: Auf den Ruhebänken am Rande des großen Platzes an der „Straße des Sieges“ saßen alte Männer, und ich als einer unter ihnen konnte sie belauschen. Sie sprachen eine Sprache, die wie türkisch klang: gagausisch!

Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, aus Gagausien ein Buch mitzubringen. Am liebsten das Buch „Uzun Kervan“ von Dionis Tanasoglu, 1985 erschienen und als erster gagausischer Roman auf gagausisch, allerdings noch in kyrillischer Schrift. Dionis Tanasoglu hatte ich bereits gefunden, nämlich als Büste unter zahlreichen Büsten, die in der kleinen gagausischen „Ruhmesallee“ aufgestellt waren, zwischen Lenin- und Puschkinstraße. Und ja, es gibt in Comrat einen Buchladen. Das fand ich nach einiger Recherche heraus und auch, wo er sich verbarg. Er war geschlossen. Obwohl er hätte geöffnet sein sollen. Am nächsten Tag hatte er geöffnet. Die Verkäuferin machte aber keine Anstalten, mich und meine Wünsche anzuhören. Vermutlich hatte ich wieder einmal auf rumänisch Guten Tag gesagt. Tanasoglu war ihr unbekannt. Ein Wörterbuch sollte ich kaufen. Oder ein russisches Bilderbuch. Letztendlich aber verließ ich

den Laden glücklich mit einem wunderbaren Buch in der Hand: Puschkins Märchen, märchenhaft illustriert, in gagausischer Sprache und in der neuen gagausischen Schrift. Die Verkäuferin, die sich endlich, suchend nach diesem Buch, tief hinter ihre Theke herabgelassen hatte, lächelte dem glücklichen Kunden sogar, wenn auch knapp und kopfschüttelnd, hinterher.

In Comrat existiert eine gagausische Staatsuniversität. Welche Standards erfüllt sie? In Ceadâr-Lunga, der zweitgrößten Stadt in Gagausien mit knapp über 20.000 Einwohnern, existiert ein gagausisches Staatstheater. Ich fand den großzügigen Neubau in der Leninstraße verschlossen und tot daliegend. In Vulcănești mit knapp unter 20.000 Einwohnern ist ein Kulturpalast gebaut worden. Ist er jemals fertiggestellt worden? Es fehlten die Fenster.

Um von Ceadâr-Lunga nach Vulcănești zu gelangen, nutzte ich wiederum die Zugverbindung. Eine Besonderheit dieser 60 km langen Strecke (Fahrzeit 2 Stunden) besteht darin, dass die Trasse 12 km über ukrainisches Territorium verläuft und, damit nicht genug, es wird sogar ein Zughalt in der Ukraine eingelegt, in der Nähe der ukrainischen Stadt Bolgrad. Im Zug sitzend war ich zunächst mit einer Irritation beschäftigt, die dadurch entstanden war, dass eine alte Bäuerin, die mir gegenüber in der nächsten Bankreihe saß, tief versunken in einer Bibel las und dabei nur kaum merklich die Lippen bewegte. Im Kontrast dazu ging von ihr aber ein vielstimmiges und deutlich vernehmbares Gewisper aus; wie machte sie das nur? Ich rätselte geraume Zeit, bis ich mich schließlich an ihr vorbeischlich, Aufklärung erheischend. Die fand ich dann auch in Form eines großen, mit Luflöchern durchbohrten Kartons zu ihren Füßen, durch die hindurch sich Entenschnäbelchen schoben.



Warten auf eine „passende“ Mitfahrgelegenheit in Congaz (gagausisch: Kongaz). Foto: Horst Pfingsten

Ein komplizierteres Problem hatte indes die moldauische Grenzpolizistin zu lösen, die durch den Zug ging. Sie musste einen Weg finden, wie sie mit dem Passagier verfahren sollte, der keinen moldauischen oder

ukrainischen, sondern lediglich einen weinroten Pass vorzeigen konnte. Ihr Verhör mittels englischer Brocken ergab, dass jener angeblich nach Vulcănești reisen wollte aus, wie er behauptete, rein touristischen (!) Gründen. Unglaublich und sehr verdächtig offenbar, lag doch zudem ein Stopp in der Ukraine vor uns. Sie musste mit ihrem Vorgesetzten telefonieren, der sie nicht nur mit neuen englischen Verhörvokabeln ausrüstete, sondern sie zudem meinen Pass konfiszieren ließ. Die Wendung und Auflösung des Problems ergab sich dann aber überraschend dadurch, dass sich ihr offensichtlich großes und kräftiges Ungeborenes unvermittelt derart heftig in ihr regte, dass sie beinahe kollabierte. Im Rahmen Erster Hilfe gab ich ihr meine Wasserflasche – und sie mir meinen Pass. Dann wünschten wir uns gegenseitig, beide sehr freundlich und erleichtert, alles Gute und guten Weg.

Gagausien verließ ich in Richtung der Stadt Cahul am Pruth, dem Grenzfluss zu Rumänien. Von dort ging es mit der Marschrutka an diesem eindrucksvollen Fluss entlang in die Südspitze der Republik Moldau, wo ich mich ihr mühsam, da getreu entgegen dem Rate meines Reiseführers, durch das chaotische Nadelöhr Giurgiulești, entwand. Dann wurde ich von der Europäischen Union wieder gnädig aufgenommen, nicht ohne dass sie mich vorher nach moldauischem Cognac oder ukrainischen Pillen gründlich abgeklopft hätte.

Gagausien ist ein armes Land. Seine Bewohner sind deutlich ärmer als die moldauische Durchschnittsbevölkerung, die ebenfalls arm ist. Tourismus spielt sich, in bescheidenem Umfang, in Chişinău und Umgebung sowie an einigen Orten nördlich der Hauptstadt ab. Im Süden gibt es keinen Tourismus, keine touristische Infrastruktur, keine typischen touristischen Highlights. Ideales Terrain demnach für Menschen, die neugierig sind und offen für Fremdartiges, die zudem keine Angst haben vor zeitweiligen Unbequemlichkeiten. Für Reisende, die unterwegs mit offenen Sinnen leben, Erlebnisse als käufliche Ware daher verschmähen können und solche „Produkte“ demnach auch nicht per „Erlebnisgarantie“ versichern lassen müssen. Für Menschen also, die im doppelten Sinne sinnhaft zu reisen trachten. Die werden auch in Gagausien *voll auf ihre Kosten kommen* und auch hier auf viele freundliche Menschen treffen.

Und wer immer noch zweifelt, ob Gagausien tatsächlich existiert, der lasse sich an dieser Stelle nochmals von mir die eindeutige Antwort geben: Jein!

Dr. med. Horst Pfingsten war bis zu seiner Pensionierung 2008 in Uelsen in der Grafschaft Bentheim als Landarzt und Psychotherapeut tätig. In den letzten Jahren bereiste er mit Vorliebe Rumänien und die Republik Moldau. Zuletzt hat er Reiseeindrücke veröffentlicht: „Gagausien. Reise in ein wundersames Land am Rande Europas“ (Schiller Verlag, Hermannstadt und Bonn 2014).

Sprachlandschaft Bukarest

„Zacuska City“

Thomas Schares

Der Aufenthalt in einer japanischen Großstadt oder in Managua, der Hauptstadt von Nicaragua, ist für einen Europäer befremdlich: Es gibt dort keine Straßennamen. Orientierung ist für den Besucher unmöglich, ihre Bewältigung durch die Einheimischen ist ihm ein Rätsel.



Bild 1: Uneinheitlich, bunt, improvisiert: private Parkverbotsschilder in Bukarest.
Fotos und Collage: Thomas Schares

Straßen- und Platznamen – Toponyme – sind neben vielen anderen Artefakten und kulturellen Konstrukten ein Teil der sprachlichen Realität von Städten. Mit *Linguistic Landscapes* (sprachlichen Landschaften) spricht man in der Kultur- und Sprachwissenschaft von dem Erscheinungsbild, in dem Städte sprachlich hervortreten. Dieses relativ neue linguistische Modell versucht darzustellen, wie urbane Räume durch Sprache(n) konturiert werden und ihre eigene Struktur erhalten. Man darf ergänzen, dass auch die Atmosphäre, die räumliche „Identität“ einer Stadt, ihr spezifisch Eigenes, sehr durch solche sprachlichen Artefakte geprägt wird. Man versuche nur einmal, sich Bukarest ohne die Tausende an Tore und Einfahrten gepinselten *Atenție garaj* (Achtung Garage) oder *Nu parcați* (Nicht parken) vorzustellen, oft gepaart mit der Warnung *Căine rău* vor dem bösen Hund. Die sprachliche Spannweite reicht dabei von höflich und indirekt bis zu drastisch-direkt (Bild 1).

Das Ziel einer solchen linguistischen Feldforschung ist es, herauszufinden, wie und wie entscheidend urbane Landschaften von visuellen (und akustischen) sprachlichen Botschaften, Zeichen, Statements mitgeprägt,

gestaltet und gar gegliedert werden. Dass Straßen, Plätze, Gebäude, Gewässer und andere stadtlandschaftlich relevante Punkte einen Namen bekommen und uns erst so die Orientierung in den Labyrinthen ermöglichen, ist nicht unbedingt selbstverständlich. Straßennamen etwa

sind, historisch gesehen, ein jüngerer Phänomen. In Japan beruht das Fehlen von Straßennamen schlicht auf Tradition, in Managua ist das Fehlen das Ergebnis zivilisatorischer Verwerfungen. Mannheim beispielsweise ist bekannt dafür, dass die Innenstadt keine Straßennamen, sondern eine alphanumerische Zählung hat – eine Art systematischer Orientierungshilfe, wie sie auch aus Manhattan bekannt ist. Auch der in Bukarest Anwesende hat mit der (sichtbaren) Benennung so seine Mühe, weil oft nach den verstecktesten, spärlich angebrachten und unscheinbaren Straßenschildern gesucht werden muss. Nicht immer ist die Straßenbeschilderung auf dem letzten Stand. So zeugt etwa ein übrig gebliebenes Straßenschild *Bulevardul Pionierilor* auf dem heutigen

Bulevardul Tineretului von früheren Zeiten und sprachlich-urbanen Zuständen (Bild 2).

Andere ähnliche Phänomene ergeben sich daraus, dass die Namen von Straßen ein Spiegel der Erinnerungskultur einer Gesellschaft sind. Das ist in Rumänien und eben in der Hauptstadt besonders evident. In keiner Stadt dürfen der Einheitsplatz (*Piața Unirii*) und der Siegesplatz (*Piața Victoriei*)

fehlen, ein *Bulevard Bălcescu* findet sich ebenfalls in jeder Stadt. Bedeutende Ereignisse der eigenen Geschichte

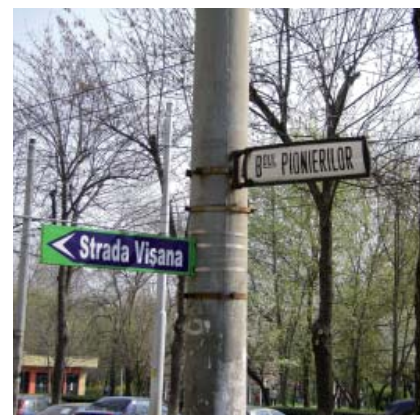


Bild 2: Relikte einer früheren linguistischen Landschaft: Vergessenes Straßenschild „Bulevardul Pionierilor“ am heutigen „Bulevardul Tineretului“, Ecke „Strada Vișana“. Foto: Thomas Schares

bekommen so einen Ort in der Lebenswelt – im Lebensraum – der Menschen, eine Form der Erinnerungskultur, die wesentlich mehr Alltagspräsenz hat als etwa die Denkmalskultur. Auch die Dynamik der nationalen (und mitunter lokalen) Erinnerungskultur, ihre Veränderungen durch Systembrüche, die Betonung von Erinnerung auf der einen Seite und ihre Tabuisierung bzw. Annihilierung andererseits spiegelt sich in der Benennungspraxis des öffentlichen Raums. Zudem können neuere Benennungsschichten historisch ältere überlagern, und so kommt es in Bukarest beispielsweise zu solch seltsamen Phänomenen: die heutige *Piața Charles de Gaulle* hieß im Laufe des 20. Jahrhunderts abwechselnd *Piața Jianu*, *Piața Mihai Eminescu*, *Piața Adolf Hitler*, *Piața Generalissim I.V. Stalin*, zwischendurch auch *Piața Aviatorilor*, „Platz der Flieger“ – so auch noch heute der Name der zugehöri-



Bild 3: Palimpseste: Graffito auf Werbetafel am „Bulevardul Regina Elisabeta“ in Bukarest. Foto: Thomas Schares

gen U-Bahn-Station. Solche öfter mit politischen Systemwechseln einhergehenden Umbenennungen im öffentlichen Raum können mitunter zu Verwirrung bei der Orientierung führen. Das zeigt auch folgendes Beispiel: Eine U-Bahn-Station an der Kreuzung *Calea Griviței* – *Bulevardul Ion Mihalache* trägt den Namen „1. Mai“, weil der *Bulevard Ion Mihalache* früher *Bulevardul 1. Mai* hieß, mittlerweile hat jedoch eine wichtige Straße in einem anderen Stadtteil diesen Namen. Häufig werden deshalb bei Taxifahrten und beim Fragen nach dem Weg Ausdrücke wie „*Fostul Bulevard 1. Mai*“ oder „*Fosta Piața Cosmonauților*“ (heutige *Piața Lahovari*) benutzt.

So haben der Ort und seine Benennung allerdings oft nicht besonders viel miteinander zu tun. Anders ist es wiederum mit Häusern, die den Namen von (ehemaligen) Besitzern oder früheren berühmten Bewohnern bekommen. In Bukarest gibt es die *Casa Cantacuzino*, die *Casa Löwendal*, die *Casa Storck* usw., auch Häuserblocks bekommen solche Namen: So heißt etwa ein bekannter Block am *Bulevard Magheru Blocul Scala* nach dem darin befindlichen Kino, ein Stück weiter befindet sich der Block *Ciclop* mit einem Parkhaus und kommerzieller Nutzung und Wohnungen im Inneren. Ein weiteres „thematisches“ Gebäude ist der Block *Zodiac*, auf dem sich zwölf Dekorationselemente

mit den Tierkreiszeichen befinden. Die *Casa Oamenilor de Stiință*, eine sehr auffällige Villa in der Nähe der *Piața Romană*, hieß früher nach ihren Besitzern *Casa Assan*. Zu dieser Familie findet sich dann noch die Mühle *Assan (Moara Assan)* an der *Piața Obor*, ein neben der bekannten *Grivița*-Brauerei wichtiges, leider beinahe komplett verfallenes Industriedenkmal der Stadt. So erzählen (vergangene) Namen ein Stückweit die Geschichte ihrer Bewohner. Solche Wegmarken helfen auch bei der Orientierung und Wegbeschreibung auf den langen Boulevards der Stadt und sind, da sie markanter sind als jede abstrakte Bezeichnung wie etwa eine Hausnummer, in aller Munde und jedem bekannt.

Nicht nur die rein sprachlichen Artefakte interessieren den Landschaftslinguisten. Zum einen ist die Materialität der Sprache im Raum ganz entscheidend. So sind etwa die verschiedenen Erscheinungsformen und individuellen, oft behelfsmäßigen Gestaltungen der Aufschriften auf Einfahrten und Garagentoren (Bild 1) geradezu ein Kennzeichen der Stadt (und genauso sichtbar in anderen Städten Rumäniens). Zum anderen interessiert alles, was im Raum irgendwie mit uns spricht, uns etwas kommuniziert. Es werden also auch die Bilder, die etwa auf Werbetafeln untrennbar mit Sprache verbunden sind, nicht ignoriert; auch nicht die Tatsache, dass viele Zeichen im urbanen Raum eigentlich nicht direkt die Sprache zur Kommunikation benutzen. Man denke nur an das auch in Bukarest sehr prominente Phänomen der Graffiti. Irgendwo angesiedelt im Zwischenreich zwischen Sachbeschädigung und herrschaftsfreier Kunstausübung, ausgeübt vom sich selbst so bezeichnenden Antiestablishment, in der Botschaft meist kryptisch und schwer entzifferbar, erschließt sich vielen Betrachtern nicht ohne Weiteres der ästhetische Gehalt dieser Kunstform, die doch inzwischen im Mainstream der Popkultur angekommen ist. Ein unübersehbarer Bestandteil des Stadtbilds und ih-



Bild 4: „Nachbearbeitetes“ Graffito in der „Strada Pitar Moș“. Foto: Thomas Schares

rer sprachlichen Landschaft, können aber auch Graffiti Geschichten erzählen. Das politische Statement „*Basrabia e România*“ (Bessarabien ist Rumänien) etwa findet sich an jeder Straßenecke. Daneben finden sich besondere Geschichten: Eine als Graffito aufgebrachte Reichskriegsflagge in der *Strada Pitar Moș* in der Nähe



Bild 5: Bukarester Laternenpfahl.
Foto: Thomas Schares

Werbebotschaften werden übrigens in Form von Graffiti auf Wände und auf die Bürgersteige gesprüht. Dies wird offensichtlich toleriert.

Die Boulevards werden immer wieder von Wagen durchquert, die akustische Werbebotschaften verbreiten, meist ziehen sie einen kleinen Anhänger mit Aufbau hinter sich her, auf dem die durch die Straßenschluchten dröhnende Werbebotschaft sich visuell wiederholt. Visuelle Werbung hat in Bukarest den Ruf, besonders aggressiv und ungesteuert zu sein. Die massigen Blockbauten laden dazu ein, die Fassaden als riesige Werbeflächen zu nutzen, wobei die Anwohner, deren Fenster durch die Anbringung verdunkelt werden, eine kleine finanzielle Entschädigung erhalten. Ein großes schwedisches Bekleidungshaus hat unlängst anlässlich der Eröffnung seiner ersten Filiale in Rumänien die größte Fassadenwerbung geschaltet, die die Hauptstadt je gesehen hat.



Bild 6: Plakate an einem Bukarester Haltestellenhäuschen.
Foto: Thomas Schares

Laternenpfosten dienen auch als Träger sprachlicher Botschaften, dies so intensiv, dass jeder zugängliche

der Fremdsprachenfakultät war dort für einige Wochen sichtbar, bevor die Swastika daraus entfernt wurde, indem der Verputz an der entsprechenden Stelle oberflächlich abgekratzt wurde. Damit wurde die Botschaft quasi „entkernt“ (Bild 4). Ein Beispiel für den anscheinend doch recht wachen antifaschistischen Geist in Teilen der Stadtbevölkerung. Auch

Werbebotschaften werden übrigens in Form von Graffiti

auf Wände und auf die Bürgersteige gesprüht. Dies wird offensichtlich toleriert.

Mast in der Innenstadt auf Blickhöhe rundum verklebt ist mit Plakaten und vor allem privaten Annoncen. Es gibt Offerten für Tapezierarbeiten, Malerarbeiten, allerlei Handwerkliches und PC-Reparaturen, Wohnungssuche und -angebot, daneben oft auch die Annoncierung für Ankauf von Haar und auch von lukrativen Verdienstmöglichkeiten im Chatgewerbe (Bild 5).

Die Plakatkultur ist etwas bunter und weniger streng geregelt (Verf. kann sich nicht erinnern, jemals etwas wie „Plakate ankleben verboten“ in der Stadt gelesen zu haben), jede halbwegs geeignete Oberfläche, egal, ob in privatem oder öffentlichem Besitz wird zum Plakatieren verwendet (Bild 6, siehe auch die Reste auf Bild 7).



Bild 7: Nicht nur Straßen können umbenannt werden, auch die Hausnummerierung kann sich ändern. Oftmals wird die alte Version noch als Referenz genutzt und wird, wie hier sichtbar, konserviert. Dazu Graffiti und Reste von angeklebten Plakaten (Bukarest, „Bulevardul Dacia“). Foto: Thomas Schares

Dass das sprachliche Erscheinungsbild von Bukarest ein Faktor ist, der die Atmosphäre der Stadt entscheidend mitgestaltet, wird – spätestens nach ein paar Taxifahrten und Fragen der Taximetristen nach bestimmten Bezugspunkten, die in der Regel mit „fostul ...“ beginnen – kein Besucher der Stadt ernstlich verneinen. Der Einwohner einer durchschnittlichen Stadt Deutschlands kann gerade durch diese Besonderheit in Bukarest einen Reiz der Andersartigkeit und Fremdheit goutieren, der jenseits aller Bewertung einen prägenden Charakterzug der Stadt ausmacht. Dass eine Beschäftigung mit dem „sprachlichen Kleid“ eines urbanen Raums nicht nur aufschlussreich, sondern auch reizvoll sein kann, sollte mit diesem kleinen Beitrag am Beispiel Bukarest gezeigt werden.

Dr. Thomas Schares war wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Trier und Mitarbeiter am Goethe-Wörterbuch, Arbeitsstelle Hamburg. Von 2008 bis 2013 war er DAAD-Lektor im Fach Germanistik an der Universität Bukarest; aktuell in Elternzeit und freiberuflich tätig als Herausgeber und Dozent.

Sprache macht Revolution

Clara Herdeanu

„Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie lässt sich von dem, was einer mit dem anderen tut, nicht trennen. Sie lebt immer im Einzelfall, man muss ihr jedes Mal aufs Neue ablauschen, was sie im Sinn hat. In dieser Unzertrennlichkeit vom Tun wird sie legitim oder inakzeptabel, schön oder hässlich, man kann auch sagen gut oder böse. In jeder Sprache, das heißt in jeder Art des Sprechens, sitzen andere Augen.“ (Herta Müller)

Der Dezember 1989 war ein Schicksalsmonat Rumäniens. Nach Jahrzehnten kommunistischer Politik gingen die Menschen auf die Straße und kämpften mit großen Idealen für ihre Freiheit. Es war der letzte und einzige blutige Umsturz während des allgemeinen Zusammenbruchs des Ostblocks. An Weihnachten 1989 wurde der bis dahin herrschende Diktator Nicolae Ceaușescu gestürzt. Er und seine Frau Elena flohen vor dem aufgebrachten und jahrzehntelang unterdrückten Volk, wurden gefasst und hingerichtet. Innerhalb von wenigen Tagen starben insgesamt ca. 1.200 Menschen – die Mehrzahl davon Schüler und Studenten. Die Bilder dieser Ereignisse gingen live um die ganze Welt und Zeitungen sprachen vom „überragenden historischen Sieg des rumänischen Volkes“, wie eine Schlagzeile der deutschsprachigen Bukarester Tageszeitung *Neuer Weg* vom 24. Dezember 1989 lautete. Lange vor dem „Arabischen Frühling“ und den Maidan-Protesten in der Ukraine, die durch Social Media besonderen Auftrieb erfuhren, diente diese erste „Telerevolution“ der Geschichte als Paradebeispiel einer medial beeinflussten Revolution. Sehr bald wurden allerdings in den Medien andere Namen für die Ereignisse dieser Tage verwendet, die inzwischen Eingang in das kollektive Gedächtnis gefunden haben: *gestohlene*, *unvollendete*, *gescheiterte*, *manipulierte Revolution* oder auch *revoluție de operetă*, *revoluție de stat* und *loviluție* (eine Wortneuschöpfung aus den rumänischen Bezeichnungen für Staatsstreich, *lovitură de stat*, und Revolution, *revoluție*).

Dazu beigetragen haben die Ereignisse nach der Revolution: Kommunisten der zweiten Riege füllten das nach der epochalen Zäsur entstandene Machtvakuum. Sie bekannten sich zu demokratischen Idealen, wie z. B. der Pressefreiheit. Die Massenmedien waren so buchstäblich von einem Tag auf den anderen von der rigiden sozialistischen Zensur und dem verkrusteten Sprachgebrauch befreit. Diese Änderungen konnten allerdings nicht verbergen, dass es unter der Oberfläche weiter brodelte. Die grundlegenden Mechanismen der Politik und des öffentlichen Diskurses wandelten sich nämlich nicht mit der gleichen atemberaubenden Schnelligkeit. Dazu beigetragen hat auch, dass bis zum heutigen Tage große Unklarheiten vorherrschen: Wer ist für die rund 1.200 Toten verantwortlich? Und sind die Menschen für eine wirkliche Revolution oder nur für einen geschickt inszenierten Staatsstreich auf die Straße gegangen?

Deutungsmacht von Sprache

Die bereits angesprochenen, distanzierenden Bezeichnungen wie z. B. *gescheiterte Revolution* verdeutlichen die Spannungen, die bis zum heutigen Tage Spuren in der rumänischen Gesellschaft hinterlassen. Sie zeigen auf, dass den Ereignissen jener Tage durch Sprache der Status einer authentischen Revolution zu- oder auch abgesprochen werden kann. Die Ereignisse in Rumänien zielten darauf ab, bestehende politische Verhältnisse umzuwälzen. Begleitet und unterstützt wurden sie durch einen radikalen Wandel des Sprachgebrauchs. Etablierte Sprachmuster wurden zerstört und neue Ausdrucksweisen eroberten die Straßen und die Medien – denn Sprache macht Revolution. Und Sprache hat Macht. Sie verfügt über die Macht der historischen Deutung.



Abb. 1: Titelseite der Bukarester deutschsprachigen Tageszeitung *Neuer Weg* vom 21. Dezember 1989.

Wie ist dies möglich?

Die eingangs zitierten, kraftvollen und poetischen Worte der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller geben wichtige Hinweise: Sprache beeinflusst unsere Wahrnehmung der Welt – bildlich gesprochen, unsere „Augen auf die Welt“. Die Sprache dient dabei als Brille, durch die wir die Welt um uns herum betrachten und dann versuchen, begreifbar zu machen und in Begriffe zu fassen. Allerdings ist Sprache kein neutrales Medium, sie ist nicht objektiv. Dadurch, wie wir Menschen etwas ausdrücken, perspektivieren wir stets. Und da wir Menschen Sprache nutzen, um miteinander zu kommunizieren, ist die Art und Weise, wie wir Sprache verwenden, auch von großer gesellschaftspolitischer Bedeutung. Denn wie wir etwas bezeichnen,

beeinflusst auch das Weltbild unserer Mitmenschen. Und so war und ist Sprache „nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie lässt sich von dem, was einer mit dem anderen tut, nicht trennen“, wie es Herta Müller prägnant ausdrückt.



Abb. 2: Titelseite der Bukarester deutschsprachigen Tageszeitung Neuer Weg vom 23. Dezember 1989.

Limba de lemn – sozialistisch reglementierter Sprachgebrauch in Rumänien

Die rumänische Revolution und ihre sozialistische Vorgeschichte bieten ein gutes Beispiel dafür, wie Medien durch ihren spezifischen Sprachgebrauch den öffentlichen Diskurs formen und prägen. Außerdem bieten sie ein Beispiel für den Missbrauch von Sprache als Instrument totalitärer Manipulation. Am deutlichsten zeigt sich dies am Extrembeispiel der Sprache im Sozialismus. Lange vor der Hochphase des rumänischen Sozialismus hatte dies bereits George Orwell auf fiktiver Ebene in seinem oft zitierten, düsteren Zukunftsroman „1984“ beschrieben. In seinem Roman ergibt sich die allumfassende und beängstigende Macht des *Big Brother* neben der absoluten Überwachung des Privatlebens eben auch durch die Kontrolle der Sprache – schließlich begegnet uns die Welt außerhalb unserer eigenen Sinneserfahrungen als eine *vertextete*, also versprachlichte Welt. Anders ausgedrückt: Wer die Sprache der Menschen kontrolliert, kontrolliert früher oder später auch ihr Denken und Fühlen. Wenn ein Mensch ein Wort wie *Freiheit* nicht mehr kennt, kennt er früher oder später auch nicht mehr die Idee der Freiheit – er ist in seinem Denken beschränkt, weil er keine Möglichkeit mehr hat, sich selbst und anderen gegenüber sein Denken begreifbar zu machen. Hinzu kommt, dass unser Wissen über die Welt sich zum großen Teil aus Massenmedien speist. Eine Zensur der Medien und der Sprache bedeutet so nichts anderes, als dass Machthaber beeinflussen können, was erinnert und was vergessen wird – so wie Orwells *Ministry of Truth*, dessen Aufgabe es ist, die Wahrheit zu „verwalten“ und gegebenenfalls umzuschreiben. Diese mit Sprache rekonstruierten Erinnerungen dienen als Legitimation von (politischer) Macht.

In Rumänien äußerte sich der verkrustete und starre Sprachgebrauch des rumänischen Sozialismus, von

Linguisten auch als *limbă de lemn* (hölzerne Sprache) bezeichnet, z. B. in solch überfrachteten Satzungen wie dem folgenden Ausschnitt einer Rede Nicolae Ceaușescus, die sowohl in rumänisch- als auch deutschsprachigen Zeitungen abgedruckt wurde:

„Wir betrachten Ihre Teilnahme an den Arbeiten unseres Parteitags als Ausdruck der Beziehungen der Zusammenarbeit zwischen unseren Parteien, Organisationen und Völkern, wie auch des gemeinsamen Wunsches in enger Solidarität zu handeln, für die Sache der Freiheit und der Unabhängigkeit der Völker, des Fortschritts, für Entspannung, Abrüstung und Frieden, für eine gerechtere und bessere Welt auf unserem Planeten!“ (Ausschnitt aus einer Ansprache Nicolae Ceaușescus, abgedruckt in der deutschsprachigen Zeitung *Die Woche* vom 26. November 1989, Hermannstadt/Sibiu.)

„Considerăm participarea dumneavoastră la lucrările Congresului nostru ca o expresie a raporturilor de colaborare dintre partidele, organizațiile și popoarele noastre, precum și a dorinței comune de a acționa în strânsă solidaritate pentru cauza libertății și independenței popoarelor, a progresului, pentru destindere, dezarmare și pace, pentru o lume mai dreaptă și mai bună pe planeta noastră!“ (Ausschnitt aus einer Ansprache Nicolae Ceaușescus, abgedruckt in der offiziellen Parteizeitung *Scînteia* vom 21. November 1989, Bukarest.)

Ein weiteres zentrales Element der rumänischen *limba de lemn* waren die redundanten Sprechchöre während der Reden von Ceaușescu. Diese pseudo-spontanen Lobpreisungen vom Volk begleiteten die Inszenierungen seiner Reden. In ihnen kristallisieren sich die wichtigsten Botschaften des rumänischen Sozialismus, wie das folgende Beispiel aufzeigt:

„Starker, langanhaltender Beifall und Hochrufe; im Sprechchor wird langanhaltend gerufen: ‚Ceaușescu – RKP!‘, ‚Ceaușescu und das Volk!‘, ‚Ceaușescu, Rumänien – unsere Achtung und unser Stolz!‘, ‚Es lebe Ceaușescu, das Vaterland erblühe!‘“ (Ausschnitt aus einer Ansprache Nicolae Ceaușescus, abgedruckt in der Bukarester deutschsprachigen Tageszeitung *Neuer Weg* vom 26. November 1989.)

Nicolae Ceaușescu wird mit der Rumänischen Kommunistischen Partei (RKP) und dem ganzen Land gleichgestellt: Dem Leser bzw. Hörer drängt sich somit der Eindruck auf, dass Nicolae Ceaușescu die RKP und Rumänien selbst ist! Verstärkt wird dies durch parallele grammatische Strukturen und die Wiederholung seines Namens zu Beginn eines jeden Sprechchors, die schließlich in dem Ausruf „Es lebe Ceaușescu!“ mündet.

Die *limba de lemn* war so nach und nach zu einem Mittel geworden, das Denken zu vernichten und vom

Individuum loszulösen. Dadurch konnte der einzelne Mensch passiv werden: Jemand anderes denkt für ihn.

„Das Volk hat gesiegt! Es hat seine Freiheit errungen!“ – Schlagzeilen der rumänischen Revolution

Ein schlagartiger Wandel vollzog sich mit der rumänischen Revolution, die die Medien von auf einem Tag auf den anderen von dieser rigiden sozialistischen Zensur, der Gleichschaltung der Presse und dem eingerosetzten Sprachgebrauch befreite. Am 21. Dezember 1989 huldigte die deutschsprachige Bukarester Tageszeitung *Neuer Weg* noch dem Genossen Ceaușescu, dem „geliebtesten Sohn des Volkes“ (Abb. 1). In der nächsten Ausgabe titelte der *Neue Weg*, eine der fünf größten Zeitungen Rumäniens, allerdings bereits: „Das Volk hat gesiegt! Es hat seine Freiheit errungen! Sie muss jetzt vom Volk und seiner Armee verteidigt werden!“ (Abb. 2).

Die Schlagzeilen großer rumänischer Tageszeitungen wie *România Liberă* und *Scînteia Poporului*, dem Nachfolgemedium der ehemaligen offiziellen Parteizeitung, waren sogar noch pathetischer: „Victorie, Libertate, Frăție, Unitate!“ (Sieg, Freiheit, Brüderlichkeit, Einheit), „Glorie patriei libere, poporului ei erou!“ (Ehre dem freien Vaterland, seinem heldenhaften Volk; Abb. 3 und 4).



Abb. 3: Titelseite der Zeitung *Scînteia Poporului* (Abendausgabe!) vom 22. Dezember 1989 mit den Schlagzeilen „Ehre des freien Vaterlandes, des heldenhaften Volkes“, „Die Diktatur ist weg, das Volk ist frei!“, „Sieg der Wahrheit“.

Das historische Ereignis der rumänischen Revolution wurde und wird in den Medien und der Öffentlichkeit mit unterschiedlichen Namen bezeichnet – z. B. als „siegreiche Revolution des Volkes“, „blutige Revolution“, „angebliche Revolution“, „Dezemberereignisse“, „jene Tage“, „Volkserhebung“, „Staatsstreich“ etc. In diesen

Diese Schlagzeilen sind Aneinanderreihungen von stark positiv aufgeladenen Wörtern, sogenannte Hochwertwörter. Die erste Schlagzeile ruft durch die Nähe zu der mit der Französischen Revolution verbundenen Losung *Liberté, Égalité, Fraternité* gleichzeitig deren Deutungsrahmen auf. Die rumänische Revolution wird somit der berühmten Französischen Revolution gleichgestellt und ihr wird ein historischer Charakter verliehen.

unterschiedlichen Bezeichnungsvarianten des ontisch-historischen Ereignisses sieht der Linguist sogenannte *semantische Kämpfe*: Verschiedene Bezeichnungsvarianten oder inhaltliche Füllungen von ein und demselben Ausdruck transportieren unterschiedliche Bewertungen und setzen diese somit im öffentlichen Diskurs dominant. Die Deutung des historisch-ontischen Ereignisses der rumänischen Revolution geschieht demzufolge durch diskursives, d. h. sprachlich-kommunikatives Aushandeln.

Trotz des rasanten Wandels der Pressearbeit ist die Rumänische Revolution aber auch ein Beispiel dafür, wie sich nach einem rasanten Umsturz erneut eine Einheitlichkeit der Medien einstellt – auch wenn dies nicht aufgrund äußerer Verordnungen und Zwänge, sondern im „freiwilligen Mainstream“ geschah. Die plakativen Gegensätze der „guten Revolutionäre“ gegen die „bösen Kommunisten“ erinnern dabei allzu fatal an die holzschnittartige Freund-Feind-Rhetorik des Sozialismus. In all dem ist es allerdings nicht die Sprache an sich, die – um es mit den Worten der Literaturnobelpreisträgerin auszudrücken – „gut oder böse“ ist. Sondern es ist der Sprachgebrauch, d. h. „die Art des Sprechens“, welche der „Wahrheit“ angemessen ist oder nicht.

Solch eine Einspurigkeit des Sprachgebrauchs und der Massenmedien verdeutlicht, dass kritisches und für eine demokratische Gesellschaft essenzielles Hinterfragen nicht von heute auf morgen zu erreichen ist. Das Infragestellen und Problematisieren – so unangenehm es bisweilen sein mag – stellt das über Jahrzehnte hart erarbeitete Kulturgut einer Gesellschaft dar. Und es ist Lebenselixier einer demokratischen Gesellschaft.

Dr. Clara Herdeanu hat in Heidelberg und Rom Germanistik, Theologie und Archäologie studiert. Im Anschluss daran promovierte sie über „Sprache – Macht – Revolution. Die Revolution vom Dezember 1989 in deutschsprachigen Zeitungen Rumäniens. Eine linguistische Mediendiskursanalyse“ (Heidelberg 2014). Seit einem Jahr arbeitet sie in der Unternehmenskommunikation.



Abb. 4: Titelseite der Tageszeitung *România Liberă* vom 23. Dezember 1989 mit den Schlagzeilen: „Wir sind ein heldenhaftes und kein geknechtes Volk“, „Sieg, Freiheit, Brüderlichkeit, Einheit!“.

War Königin Elisabeth von Rumänien republikanisch?

„Die republikanische Staatsform ist die einzig rationelle.“

Silvia Irina Zimmermann

In neueren Biografien über Elisabeth von Rumänien, auch bekannt als Schriftstellerin Carmen Sylva, stoßen wir auf eine angebliche Äußerung der Königin, wonach sie sich für republikanisch erklärt hätte. Diese Äußerung wird als Beleg dafür verwendet, dass ihre liberale und republikanische Gesinnung sie freundschaftlich mit der österreichischen Kaiserin Elisabeth verbunden hätte, so auch in einer bekannten Biografie über Elisabeth, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn, in der sie als „distanziertes Verhältnis ... zur monarchischen Staatsform“ gedeutet wird. In Wirklichkeit haben wir es hier aber nicht mit einer authentischen Äußerung Königin Elisabeths von Rumänien zu tun, sondern mit einem Romanzitat.



Prinzessin Elisabeth Pauline Ottilie Luise zu Wied, die spätere Königin Elisabeth von Rumänien, wurde am 29. Dezember 1843 auf Schloss Monrepos bei Neuwied am Rhein geboren; sie verstarb am 2. März 1916 in Bukarest. Foto: Herman Koch

Die Autorin der Republikanismus-Äußerung, die fälschlicherweise Königin Elisabeth zugewiesen wird, ist eigentlich Mite Kremnitz, eine literarische Mitautorin Carmen Sylvas in den Jahren 1881 bis 1889, zu der die Königin den Kontakt abbrach, nachdem diese 1902 den Roman „Am Hofe von Ragusa“ in Deutschland veröffentlicht hatte, in dem sie Königin Elisabeth anhand der Figur der Fürstin im Roman karikierte. Der

Textausschnitt aus dem Roman von Mite Kremnitz, der uns hier interessiert, ist Teil einer Gesprächsszene der Fürstin des Romans mit ihren Hofdamen: „Die Fürstin entgegnete, daß auch sie mit den Sozialdemokraten sympathisieren müsse, besonders angesichts all der Nichtsthuerei und Verworfenheit der Vornehmen, und ‚diese Leuten‘ wollten doch schließlich nur, was die Natur gäbe: Gleichheit. ... Die republikanische Staatsform ist die einzig rationelle, ich begreife immer die thörichten Völker nicht, daß sie uns noch dulden“, meinte die Fürstin.“

Der deutsche Biograf Eugen Wolbe ist der Erste, der dieses Romanzitat als eine authentische Aussage der Königin Elisabeth deklariert und in seiner Biografie „Carmen Sylva. Der Lebensweg einer einsamen Königin“ (1933) verwendet. Dabei ändert Wolbe das Zitat aus Kremnitz' Roman leicht ab, und in seiner Formulierung finden wir diese sogenannte Republikanismuserklärung der Königin Elisabeth bei den späteren Biografen wieder.

Brigitte Hamann zitiert in ihrer Biografie über Elisabeth von Österreich-Ungarn, „Elisabeth. Kaiserin wider Willen“ (1981), die angebliche Republikanismusäußerung der rumänischen Königin aus der Biografie von Eugen Wolbe (1933) ungeachtet der Erklärung Wolbes, dass es sich hier um ein Zitat aus dem Roman von Mite Kremnitz handelt. Hamann nutzt das Zitat, um ihre Behauptung zu untermauern, die rumänische Königin habe viele Gemeinsamkeiten mit der österreichischen Kaiserin Elisabeth gehabt, darunter auch „ihr distanziertes Verhältnis zu weltlichen Würden und zur monarchistischen Staatsform.“

Die rumäniendeutsche Biografin Annemarie Podlipny-Hehn übernimmt in ihrer Biografie „Carmen Sylva“ (2001) das Wolbe-Zitat aus der Biografie Hamanns und behauptet, es stamme aus dem Tagebuch der Königin Elisabeth. Als Zitatquelle gibt sie die Biografie Hamanns (2. Ausgabe von 1982) an, ohne aber weiter auf die Zitatquelle Wolbes (1933) einzugehen, auf die Hamann verweist. Podlipny-Hehn deutet die Äußerung Carmen Sylvas als eine „liberale Einstellung“ und „republikanische Gesinnung“ der Königin, fügt aber hinzu, dass, im Gegensatz zur Kaiserin Österreichs, Rumäniens Königin an der Seite ihres Gemahls gestanden und ihn unterstützt habe, und dass Carmen Sylva „trotz ihrer Schwärmereien mit den Füßen auf dem Boden blieb“.

Der rumänische Biograf Gabriel Badea-Păun zitiert in seiner Carmen-Sylva-Biografie „Carmen Sylva. Königin

Elisabeth von Rumänien“ (2011) dieselbe Stelle aus Wolbes Biografie (1933), ohne sie als Romanzitat zu benennen, und erklärt ähnlich wie Hamann, die rumänische Königin sei wie die österreichische Kaiserin Elisabeth, „tief im Innern ... republikanisch gesinnt“ gewesen. Weiter vermutet Badea-Păun, die Königin habe in Rumänien eine soziale Revolution erwartet, und ihre Äußerung zum Republikanismus könnte man auch als „eine gut platzierte Stichelei gegen die rumänische politische Klasse verstehen, die sie nicht liebte“.

Eugen Wolbe erklärt zwar in seiner Carmen-Sylva-Biografie, dass er hier aus dem Roman von „Am Hofe von Ragusa“ zitiert, fügt aber hinzu: „Unzweifelhaft hat sich Mite Kremnitz Äußerungen der Königin im Tagebuch notiert.“



Das Königspaar Elisabeth und Carol I. in Sinaia. Postkarte, um 1910.
Foto: A. Brandt. Quelle: Privatsammlung S. I. Zimmermann

Schaut man sich nun die Carmen-Sylva-Biografie von Mite Kremnitz an, die im Jahr 1903 (und nur ein Jahr nach dem Roman „Am Hofe von Ragusa“) erschienen ist, so wird diese angebliche Republikanismusäußerung nirgendwo zitiert, obwohl zahlreiche Ausschnitte aus den Briefen der Königin, die sie an Mite Kremnitz geschrieben hatte, zu finden sind, und diese Äußerung, wäre sie wahr, besonders in der Biografie relevant gewesen wäre. Somit gibt es keinen Beweis für die Authentizität dieser Äußerung der Königin zum Republikanismus, und so lange bleibt sie ein aus dem Kontext des Romans von Mite Kremnitz gerissenes Zitat.

Die Biografen haben Recht, was die liberale Gesinnung Königin Elisabeths von Rumänien betrifft. Doch hinsichtlich der Authentizität der republikanischen Erklärung der Königin scheint es, dass deren wahre Autorin, Mite Kremnitz, mehrere Biografen in die Irre geführt hat, denn das Zitat erscheint, wie bereits erwähnt, nur in ihrem Roman, nicht aber in ihrer Biografie der Königin.

Kremnitz zeichnet in ihrem Roman „Am Hofe von Ragusa“ das Porträt einer Fürstin, die stellenweise gewisse Ähnlichkeiten mit der realen Königin Elisabeth von Rumänien aufweist. Kremnitz übertreibt einige negative Charakterzüge und fügt einige Phantasieaspekte hinzu mit dem Ziel, die Königin mittels der Romanfigur zu karikieren. Einem nichteingeweihten Leser vermittelt der Roman von Mite Kremnitz den Eindruck, hier würden interne Kenntnisse über den Königshof Rumäniens sowie authentische Äußerungen der Königin preisgegeben aufgrund der Tatsache, dass Kremnitz mehrere Jahre ein enges Verhältnis zum Königspaar hatte und Mitarbeiterin Carmen Sylvas gewesen war.

Königin Elisabeth von Rumänien fühlte sich von Kremnitz' Roman angegriffen und beklagte sich über die für sie unangenehme Situation, die das Erscheinen des Romans in Deutschland verursacht habe, in einem Brief aus Sinaia an Karl Xaver von Scharfenberg am 24. April 1903: „Ich weiß nicht, ob Sie jemals den schrecklichen Roman von Frau Kremnitz gesehen haben: ‚der Hof von Ragusa‘ – es hat genug Ähnlichkeiten, um den Rest wahrscheinlich und glaubhaft zu machen. Es ist ‚schlimmer‘ als alles andere, das man gegen mich getan hat, weil man es eher glaubt.“

Die Relevanz der Republikanismusäußerung im Roman gewinnt auch eine weitere Dimension, wenn man bedenkt, dass Mite Kremnitz, obwohl sie mit dem Roman eine Satire auf den Königshof von Rumänien bietet, gleichzeitig als eine wichtige Biografin des ersten Königspaares Rumäniens gilt. Von Kremnitz stammt eine Biografie des Königs in vier Bänden (1894–1900): „Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen“. Diese erscheint zuerst ohne den Namen der Autorin, sodass Mite Kremnitz 1903 eine verkürzte Ausgabe mit ihrem Namen veröffentlicht: „König Karl von Rumänien. Ein Lebensbild“. Und im selben Jahr, 1903, veröffentlicht Kremnitz eine bis heute sehr bekannte und vielzitierte Biografie der Königin Elisabeth von Rumänien: „Carmen Sylva“.

Was den Carmen-Sylva-Biografen Wolbe betrifft, der als erster das Romanzitat von Mite Kremnitz zum Republikanismus verwendet, so stellt sich die Frage, wie er dieses interpretiert. Das Zitat aus dem Roman von



Königin Elisabeth veröffentlichte unter dem Pseudonym Carmen Sylva Gedichte, Märchen und Romane (Schloss Pelesch, Sinaia), Postkarte. Quelle: Privatsammlung S. I. Zimmermann

und mehr dazu, eben weil das Bedürfnis nach einem verantwortlichen Führer vorhanden ist.“), um zu verdeutlichen, dass Königin Elisabeth zu gleicher Zeit auch die monarchische Idee vertritt. Wolbes Fazit ist, dass für Königin Elisabeth die liberale Gesinnung und die hohe soziale Position keinen Widerspruch in sich darstellen, sondern dass sie etwas Selbstverständliches und miteinander zu Vereinbarendes für die Königin sind: „Diese königliche Dichterin empfindet durchaus demokratisch und aristokratisch zugleich.“

Erwähnenswert ist hier vor allem das Buch der österreichischen Historikerin Lisa Fischer „Schattenwürfe in die Zukunft: Kaiserin Elisabeth und die Frauen ihrer Zeit“ (1998), in dem die Republikanismusäußerung Carmen Sylvas aus Kremnitz’ Roman mit korrekter Quellenangabe zitiert wird, und in welchem der Dualismus ihrer Haltung im Sinne Wolbes wie folgt erklärt wird: „Ganz im Sinne Nietzsches, den sie [Carmen Sylva] gelesen hatte, war sie ebenso von einer wertvollen Führerschaft der Herrschenden zur Höherentwicklung des Menschengeschlechtes überzeugt wie von der republikanischen Staatsform.“

Was in den Schriften der Königin Elisabeth oftmals auffällt, ist tatsächlich dieser Kontrast zwischen liberalem Denken und sozialer Stellung. Dies vor allem, wenn man ihre Texte, die sie durch die Veröffentlichung einem

Kremnitz setzt Wolbe ein, um die „demokratische“ Gesinnung der Königin Elisabeth zu beweisen. Und weiter zitiert Wolbe den Schlusssatz aus dem Essay der Königin „Warum braucht man Könige?“ („Man braucht wohl Könige, denn man kommt immer wieder darauf zurück, und selbst die Präsidenten der Republiken werden mehr

breiteren Leserkreis widmete, mit denen vergleicht, die Privatcharakter hatten, beispielsweise die Briefe, die größtenteils unveröffentlicht blieben und die die Königin nicht für eine spätere Veröffentlichung vorgesehen hatte. In ihren schriftlichen Äußerungen finden sich viele Sympathie- und Empathiebekundungen für die prekären Lebenssituationen einzelner Gesellschaftsschichten, die den Eindruck der Sympathiebezeugung mit dem republikanischen System erwecken. Dennoch gibt es genauso viele Textbeispiele, die zeigen, dass sie sich ihres Standes und ihrer sozialen Position weiterhin bewusst bleibt und an ihrer Auffassung von Tradition, Weltordnung, persönlicher Verbundenheit zu ihrer adligen Herkunft sowie ihrer Pflicht als Königin festhält.

Auf die Frage zurückkehrend, ob Königin Elisabeth republikanisch war, so ist dies anhand ihrer Schriften nicht zu bestätigen. Dagegen kann man beweisen, dass sie liberal dachte und offen für soziale Reformen war. Und sie hatte ein Gespür für die Herausforderungen der sich verändernden Zeiten, so wie dies ein weiteres Zitat aus ihrem Essay „Warum braucht man Könige?“ (1910) offenbart: „Die Zeiten sind vorüber, wo eine Klasse es wagen durfte, auf die andere herabzusehen, als wäre sie geringer. Die Fürsten sagen nicht mehr Er zu ihren Untertanen, die Untertanen erwarten aber auch nicht mehr, daß alles Gute aus der Hand des Fürsten träufeln soll.“



Denkmal von Königin Elisabeth (Carmen Sylva) im Schlosspark von Pelesch in Sinaia. Foto: Achim Tröster

Dr. Silvia Irina Zimmermann ist freie Literaturwissenschaftlerin und Leiterin der Forschungsstelle Carmen Sylva des Fürstlich Wiedischen Archivs in Neuwied (www.carmensylva-fwa.de). 2014 erschien von der Autorin im Stuttgarter ibidem-Verlag die Monografie „Unterschiedliche Wege, dasselbe Ideal: Das Königsbild im Werk Carmen Sylvas und in Fotografien des Fürstlich Wiedischen Archivs“.

Siebenbürgischer Schriftsteller, Maler, Komponist und Übersetzer

Wolf von Aichelburg

Laura Gabriela Laza

„Mein ‚Lebenslauf‘ hierzulande ist deshalb fundamental schwierig, weil das Faktum eingebaut oder umgeschrieben werden muß, daß ich 12 Jahre meiner Existenz in Gefängnissen – 2 Monate in Ketten – Strafärbeitslagern und Verbannungsorten habe fristen müssen“, schrieb Wolf von Aichelburg am 7. Dezember 1971 an den Literaturwissenschaftler Peter Motzan. Wenn man sich mit Leben und Werk des siebenbürgischen Multitalents beschäftigt, ist nicht zu übersehen, dass er viele Jahre in Haft und im rumänischen Gulag verbrachte. Er selber bezeichnete sich als „großer Spätling“, was zweideutig zu verstehen ist: Einerseits war es seine träumerische Natur, die ihn dazu veranlasste, erst spät öffentlich aktiv zu werden und andererseits die äußeren Umstände. Sein humanistisch geprägtes Gesamtwerk zeugt jedoch von Reife und Selbsterkenntnis.

Wolf von Aichelburg wurde am 3. Januar 1912 im nahe der Südspitze der Halbinsel Istrien gelegenen Pola geboren, wo er auch seine Kindheit verbrachte. Später siedelte er mit der Familie nach Hermannstadt/Sibiu in Siebenbürgen um, wo der Vater, ein österreichischer Freigattenskapitän, eine Anstellung fand. In Hermannstadt besuchte v. Aichelburg das Gymnasium und studierte anschließend zwischen 1929 und 1934 Philologie in Klausenburg/Cluj und Dijon. Bereits 1929 feierte er sein literarisches Debüt im Hermannstädter *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt* und schrieb später auch für die von Heinrich Zillich herausgegebene Zeitschrift *Klingsor* aus Kronstadt/Braşov.

Lago Trasimeno

*Der Schluchtenberg, der Wasserfall, der Fels,
die weißen Häuser und die Weinbergreihen,
der Weg, die Mauer und das Ufergrün,*

*im Wasserspiegel steigt es wieder an,
verzaubert, heil und farbig, findet Ruhe
im spiegelnden Verschweigen, atmet aus ...*

*Und doch ist dieses Schweben, dieses Scheinen,
kein Wiederfinden, sondern ein Verlieren
im leeren Spiegel, der es zittern läßt
und preisgibt jedem Ruderschlag,*

*kein wahres Ruhen, sondern ein Verschwinden
im Wesenlosen, Schein dem Scheine gleich.*

*Der wahre See ist in der Tiefe rein,
dem Fremden fremd und eisigkühl und einsam.*

(Aus: „Herbergen im Wind“. Bukarest 1969)

Zwischen 1935 und 1937 lebte er in Berlin, 2 Jahre, die eine bedeutende Etappe in v. Aichelburgs künstlerischer Entwicklung darstellten. Danach bereiste er weite Teile Europas, wobei ihn der Mittelmeerraum am stärksten beeindruckte, da er hier die Landschaft seiner Kindheit in

Istrien wiederentdeckte. Die unbestrittene seelische Affinität zu diesem Ort fand in seiner poetischen Sprache Ausdruck. So entstanden in dieser Zeit viele Gedichte. Dabei bildete die Dichtung Rainer Maria Rilkes, Stefan Georges oder Georg Trakls oft den Ausgangspunkt.

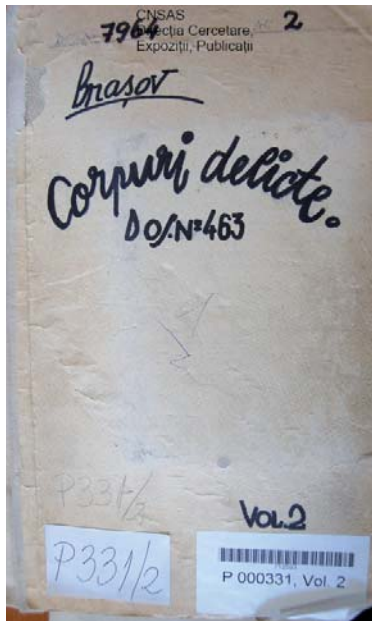
Aber die Dichtung war für v. Aichelburg nur das sekundäre Ausdrucksmedium seiner künstlerischen Kreativität. Schon in seiner Kindheit entdeckte er seine Liebe zu Musik und Malerei. Er bedauerte lange seinen Entschluss, Germanistik zu studieren, anstatt aufs Konservatorium zu gehen. In dem besagten Brief heißt es weiter: „Als ich ein kleiner Junge war, hieß es allgemein, der Wolf wird mal ein großer Maler. Ich war auch immer mit Skizzenhandbuch und Wasserfarben, seit meinem 15. Jahr mit Ölfarben unterwegs, hatte damals das große Erlebnis Nolde, das mir die Ausdrucksmöglichkeiten des Expressionismus und die Sicht auf die zerrissene Landschaft gegenwärtiger Kunstsprache eröffnete. In den ersten Gymnasialjahren in Hermannstadt komponierte ich drauf los und fand bald den Weg zur gefährlichen Moderne, Hindemith und Schöneberg, von denen ich aus ersparten Taschengeldern bei Kraft & Drotleff auf dem Großen Ring Noten bestellte. Über die Musik kam ich zur Dichtung.“



Wolf von Aichelburg (1912–1994).
Quelle: Peter Motzan, Stefan Siemerth (Hg.): *Worte als Gefahr und Gefährdung*. München 1993

Nach seiner Europareise kehrte er 1941 nach Rumänien zurück und arbeitete bis 1944 im Bukarester Propagandaministerium als Übersetzer. In dieser Zeit veröffentlichte v. Aichelburg in der berühmten Kulturzeitschrift *Revista*

Fundațiilor Regale seine ersten Essays in rumänischer Sprache. Darin versuchte er dem rumänischen Publikum deutschsprachige Dichter wie Rilke, Trakl oder George näher zu bringen.



„*Corpuri delice*“. Der 2. Band der Securitate-Akte Wolf von Aichelburgs beinhaltet ausschließlich die beschlagnahmten literarischen Werke von ihm. Quelle: Archiv des CNSAS. Fond Penal. P 331, Bd. 2, Einband.

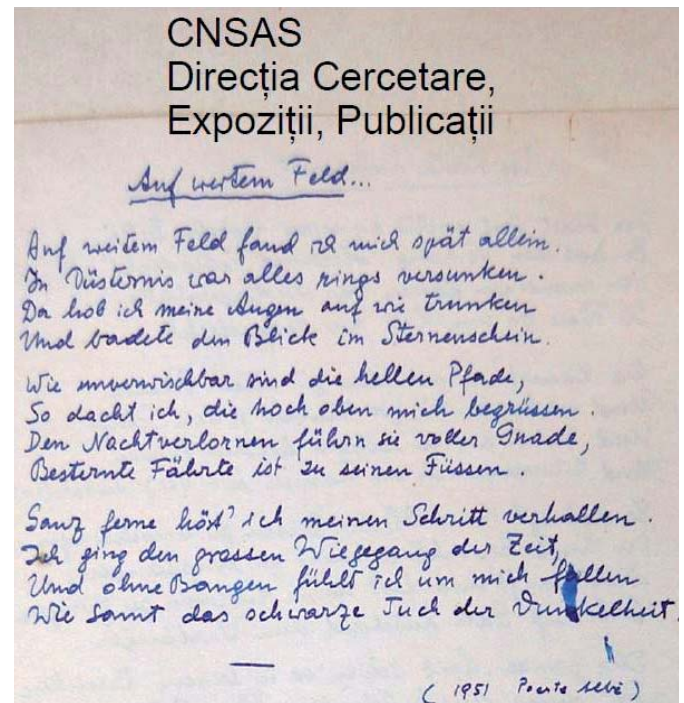
2010 gaben die Freunde Dan Damaschin und Ioan Milea v. Aichelburgs Schriften in rumänischer Sprache als Sammelband heraus: „Criza sufletului modern în poezie și alte scrieri românești“ [Die Krise der modernen Seele in der rumänischen Poesie und andere Schriften].

Sein Mitwirken im *Cercul Literar de la Sibiu* dokumentiert erneut v. Aichelburgs wichtige Mittlerrolle zwischen der rumänischen und der deutschen Literatur Siebenbürgens sowie seine langjährige Übersetzertätigkeit. Dank seiner Übersetzungen wurden die rumänischen Dichter Tudor Arghezi, Ion Pillat, Radu Stanca, Mihai Eminescu, Ștefan Augustin Doinaș oder Lucian Blaga im deutschsprachigen Raum bekannt.

Nach der Machtübernahme durch die Kommunisten erkannte der Dichter die Missstände im Land, weshalb er 1948 fliehen wollte. Die Grenzpolizei fasste ihn jedoch beim illegalen Grenzübertritt, und die Militärjustiz verurteilte ihn zu 3 Jahren Haft. Bis 1956 musste er in den schlimmsten Gefängnissen und Arbeitslagern ausharren: Karansebesch/Caransebeș, Aiud, Poarta Albă – Capul Midia. Als das Regime die Arbeiten am Donau-Schwarzmeer-Kanal 1952/1953 einstellte, kamen die Insassen des Arbeitslagers Poarta Albă in andere Lager. V. Aichelburg wurde nach Maicănești im Kreis Galatz verlegt.

In einem Brief vom 19. Januar o. J. an seinen Freund Georg Scherg, mit dem er in engem brieflichem Kontakt stand, beschreibt er sein Zimmer: „Ganz reizend Konstanzens [Schergs Tochter] Blume. Sie ist für mich Zimmerschmuck geworden. ... So gab es bei mir nie Lichtbilder an der Wand und ein sehr gutes Porträtmalde meiner über alles geliebten Mutter musste in Hrt. [Hermannstadt] einem Bildnis eines gleichgültigen Ahnen aus dem 18. Jh. weichen, weil es jenes an Kunstwert weit überstrahlte. Meine Wände schmücken jetzt a) Mona Lisa b) Dürers Aquarell mit der Mühle c) Brueghels Bild mit der heimkehrenden Herde, ich glaube ‚November‘ und d) Konstanzchens Blume, die einfach Kunstwert hat.“

In dieser Zeitspanne war v. Aichelburg schriftstellerisch äußerst produktiv. Ungefähr 409 Blätter (beidseitig beschrieben) der Akte P 331 Bd. 2 sowie andere Unterlagen aus dem Archiv des Nationalrates für die Aufarbeitung der Securitate-Unterlagen (CNSAS) in Bukarest bestehen aus Gedichten und Kurzgeschichten, die die Securitate von ihm und von seinen Kollegen Scherg, Birkner und Negoïtescu beschlagnahmt hat. All diese Manuskripte und Typoskripte entstanden in der Verbannung und wurden brieflich an Freunde verschickt: „Über die ‚Schattenjahre‘ nur so viel, daß sie literarisch überaus ergiebig waren. Sehr viele der im Band ‚Herbergen im Wind‘ (1969) und im kommenden Band ‚Vergessener Gast‘ erscheinenden Gedichte sind unliterarisch



Das Gedicht „Auf weitem Feld“ entstand 1951 im Arbeitslager Poarta Albă (Dobrudscha) und wurde in Măicănești niedergeschrieben. Quelle: Archiv des CNSAS. Fond Penal. P 331, Bd. 2, Bl. 387.

entstanden, d. i. nicht nur durch Aufnotieren, sondern durch reine Gedankenarbeit und haben sich durch tägliches Memorieren erhalten. Im Lehmstübchen neben

der Sommerküche in Maicănești entstanden dann mehrere Dramen (drei der im Sammelband erhaltenen), fast alle bekannt gewordenen Erzählungen, viele Essays und Gedichte ... Als schöne Jahre, trotz hundertfacher Misère, sehe ich auch die 3 Jahre an, die ich in Maicănești am Rîmnic Sărat, 4 km von der Mündung in den Sereth, verbracht habe“, schreibt der Dichter im Brief an Motzan.

Als v. Aichelburg 1956 aus Măicănești nach Hermannstadt zurückkehren durfte, fand ein Willkommenstreffen bei der Lyrikerin Astrid Connerth-Wiesenmayer statt. Die dort abgehörten Gespräche nahmen die Securitate-Offiziere zum Anlass, den Teilnehmenden eine Konspiration gegen die Bukarester sozialistische Kulturpolitik anzuhängen. So kam nach der Inhaftierung Schergs und Birkners auch v. Aichelburg am 19. Mai 1959 in Gewahrsam der Staatspolizei. Das Militärgericht Kronstadt verurteilte den Dichter neben seinen vier Schriftstellerkollegen Andreas Birkner, Georg Scherg, Hans Bergel und Harald Siegmund am 19. September 1959 wegen Untergrabung der sozialistischen Staatsordnung zu 25 Jahren Zwangsarbeit und 10 Jahren Aberkennung der bürgerlichen Rechte. 1962 reduzierte das Militärkolleg des Obersten Gerichtshofs die Strafe auf 3 Jahre und 4 Monate Erziehungsanstalt sowie 3 Jahre strafrechtliches Verbot. Das Gericht ordnete des Weiteren die sofortige Freilassung aus der Haft an. Somit kam der Dichter 1962 nach Rubla, in die Bărăgan-Steppe. Erst 1964 konnte er aus dem Zwangsaufenthalt nach Hermannstadt zurückkehren.

Nach seiner 1968 erfolgenden Rehabilitierung wurde v. Aichelburg literarisch wieder aktiv. Zahlreiche Veröffentlichungen des Dichters gehen auf diese Zeitspanne zurück: die Gedichtbände „Herbergen im Wind“, „Vergessener Gast“, „Pontus Euxinus“, die Prosabände „Die Ratten von Hameln“ und „Umbrisches Licht“. In seinem literarischen Werk fanden seine breiten Ästhetik-, Philosophie- und Mythologiekenntnisse Ausdruck. Die formbewussten Gedichte und Dramen vereinen christliche Symbole mit asiatischen Elementen oder griechischen Mythen.

Bis 1975 konnte v. Aichelburg sogar alle 2 Jahre Auslandsreisen antreten. 1976 bekam er den Ostdeutschen Musikpreis, den er aber nicht mehr persönlich annehmen durfte. In dieser Zeit stand er unter intensiver Beobachtung durch die Securitate. Schon seit der Entlassung aus dem Gefängnis Gherla 1962 hatte er unter Überwachung

gestanden. Die Akten I 6323 und FR 6943 aus dem bereits erwähnten Bukarester Archiv legen darüber Zeugnis ab. 1977 beantragte v. Aichelburg schließlich die Aus-



Wolf von Aichelburg (l.v.r.) 1992 in Freiburg im Breisgau mit Andreas Birkner, Harald Siegmund, Georg Scherg und Hans Bergel (v.l.n.r.). Quelle: Peter Motzan, Stefan Sienerth (Hg.): Worte als Gefahr und Gefährdung. Fünf deutsche Schriftsteller vor Gericht (15. September 1959 – Kronstadt/Rumänien) Zusammenhänge und Hintergründe. Selbstzeugnisse und Dokumente. München 1993.

bürgerung. Erst 1981 konnte er Rumänien dank der Hilfe seiner ausländischen Freunde um Rainer Biemel verlassen. Von Aichelburg ließ sich in Freiburg im Breisgau nieder, reiste jedoch viel, vor allem in Gegenden, die ihn an Istrien erinnerten. Er war hauptsächlich als Komponist und Maler tätig, blieb aber weiterhin auch schriftstellerisch aktiv. Folgende Gedichtbände sind nach seiner Ausreise erschienen: „Aller Ufer Widerschein“, „Anhalter Bahnhof“, „Corrida“ und „Tuskische Gärten“ sowie „Der leise Strom. Gedichte, Erzählungen, Essays“ und „Der Brand des Tempels. Dramen“. Sein Nachlass im Archiv des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München zeugt von der regen Aktivität der letzten Jahre. Seine abstrakte Kunst in der Tradition Paul Klees oder Wassily Kandinskys konnte man in mehreren europäischen Städten bewundern. Seine Kammermusik wurde ebenfalls verlegt. Am 24. August 1994 starb er im Alter von 82 Jahren vor der Küste Mallorcas. Eine wichtige Aufgabe bleibt es, die teilweise unerforschten Nachlässe des Dichters aus dem Archiv des Nationalrates für die Aufarbeitung der Securitate-Unterlagen in Bukarest zu erschließen und zu veröffentlichen, in der Hoffnung auf eine posthume Wiedergutmachung gegenüber einem während so vieler Jahre durch die Securitate misshandelten Dichter.

Dr. Laura Gabriela Laza ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Germanistik der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca, Rumänien.

Geistiger Rückhalt für Banater Schwaben in Zeiten der Bedrängnis

Walter Engel

Die von Viktor Orendi-Hommenau (1870–1954) in Temeswar/Timișoara herausgegebene Zeitschrift *Von der Heide* war die einzige deutschsprachige „Illustrierte Monatschrift für Kultur und Leben“, die das Banat in den ersten 3 Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Sie setzte sich konsequent für die Förderung des einheimischen deutschen literarischen und kulturellen Lebens ein und lenkte den Blick ihrer Leserschaft auf Wertvolles der Literatur des deutschen Sprachraums und der Weltliteratur. *Von der Heide* publizierte kontinuierlich Prosa und Lyrik, berichtete über das Banater Literaturgeschehen jener Zeit und bezog andere deutsche Siedlungsgebiete der Doppelmonarchie – Siebenbürgen, die Bukowina, die Zips – und des Altreichs (die Dobrudscha) immer wieder



Viktor Orendi-Hommenau, Herausgeber der Zeitschrift „Von der Heide“, im Bukarester Cișmigiu-Park im Jahr 1940. Quelle: „„Von der Heide“ – Anthologie einer Zeitschrift“, herausgegeben von Walter Engel, Kriterion Verlag, Bukarest 1978.

mit ein. Die Zeitschrift informierte über das Verhältnis der Banater Schwaben zu anderen Nationalitäten des Banats, über deren Literatur und Kultur. Sie brachte Übersetzungen aus der rumänischen, ungarischen und serbischen Literatur. Der Herausgeber selbst war begeisterter Übersetzer des als rumänischer Nationaldichter geltenden Mihai Eminescu (1850–1889), er widmete sich aber auch rumänischen Gegenwartsautoren von Rang.

Einsatz für Erhaltung der kulturellen Identität

In der *Heide* nehmen Beiträge zur schwierigen Lage der Banater Schwaben im vortrianonischen Ungarn bedeutenden Raum ein, wobei Aspekte der weiter zurückliegenden Geschichte mit beachtet werden. Im Vordergrund der Jahrgänge vor dem Ersten Weltkrieg steht das kultur- und nationalitätenpolitische Anliegen der Zeitschrift, zum Spracherhalt und zur geistigen Bildung der Deutschen des Banats beizutragen. Damit geriet Orendi-Hommenau zwangsläufig in Konflikt mit der sich zuspitzenden Magyarisierungspolitik der Budapester Regierungen. Für ihn und für viele Mitarbeiter seiner Zeitschrift waren die deutschen Volksschulen, in denen bereits größtenteils in ungarischer Sprache unterrichtet wurde, für die Erhaltung der deutschen Nationalität, ihrer Traditionen und Sprache unverzichtbar.

Auf den fortschreitenden Verlust der eigenständigen Kultur und Sprache wies u. a. Jacob Stein in seinem literaturhistorischen Überblick „Fünfundzwanzig Jahre deutschen Schrifttums im Banate. Ein Beitrag zur deutschbanater Geistesgeschichte der Jahre 1890 bis 1915“ in den Deutschbanater Volksbüchern (Nr. 22, 1915) hin: „... Die aber seit dem Ausgleich 1867 geschaffenen Schulgesetze und der auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens immer mehr um sich greifende Chauvinismus schienen dazu angetan, alle Keime einer schwäbisch-nationalen Geisteskultur im Banate vollends zu ersticken ... Und um 1890 hatte es den Anschein, als ob dies, wofern es noch nicht gelungen war, doch in nicht allzu ferner Zeit unfehlbar gelingen würde ... Die an Zahl geringe Oberschicht des Schwabentums im Banate hatte sich dem Magyarentum bedingungslos ergeben.“ Zu diesen Fragen nahm die *Heide* unerschrocken, zuweilen sogar mit äußerster polemischer Heftigkeit Stellung. Viktor Orendi-Hommenaus kompromisslose, draufgängerische Haltung zur politischen Tagesproblematik, vor allem in der Nationalitätenfrage, brachte ihm Presseprozesse, Gefängnis- und Geldstrafen ein. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges soll Orendi-Hommenau zu insgesamt 2 Jahren und 6 Monaten Gefängnis verurteilt worden sein.

Die politisch-historischen Situationen und Wandlungen, von denen die deutsche Bevölkerung des Banats betroffen war, haben sich auf die Existenz, auf den Inhalt und die politischen bzw. kulturpolitischen Schwerpunkte der Zeitschrift bestimmend ausgewirkt und lassen drei größere Phasen im Erscheinungszeitraum abgrenzen: die Zeit von 1909 bis 1914, dann die Kriegsjahre bis Anfang 1919, worauf eine 3-jährige Unterbrechung im Erscheinen der *Heide* erfolgte, und schließlich die Jahrgänge 1922 bis 1927.

Trotz der zeitbedingten Schwerpunktverschiebungen blieb die Zeitschrift während ihres gesamten Erscheinens ihren Hauptanliegen treu: Verbreitung belletristischer Literatur, Förderung des einheimischen deutschen Schrifttums, Erhaltung des Schwabentums und geistige Bildung der Banater Bevölkerung. Nach einer Startauflage von etwa 200 Exemplaren erreichte die *Heide* nahezu 3.000 Exemplare, wie der Sohn des Herausgebers, Hellmut Orendi (verstorben 1978 in Bukarest), dem Verfasser dieses Beitrags mitgeteilt hat. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Zeitschrift laut redaktioneller Mitteilung in 170 Ortschaften „in mehreren Stücken regelmäßig bezogen, davon 23 in Siebenbürgen und 20 im Ausland“.

Wie sah nun die Zeitschrift *Von der Heide* aus?

Sie erschien in Oktavformat (großoktav) und hatte anfangs 16 Seiten, dann 20. Manche Ausgaben zählten auch 24 Seiten. Das Umschlagbild wurde einige Male abgeändert, bewahrte aber (zeitweilig auch auf der Titelseite) das Bild der Heidelandschaft mit Feldweg im Vordergrund und einer angedeuteten Dorfansicht mit Kirche und Schwengelbrunnen am Horizont. Auf der ersten Textseite wurde gewöhnlich das Bild eines Dichters oder einer Persönlichkeit aus dem kulturellen Leben der Banater Schwaben, der Siebenbürger Sachsen oder des deutschen Sprachraums gebracht. Orendi-Hommenau eröffnete seine Zeitschrift gelegentlich auch mit Porträts rumänischer Persönlichkeiten, so vom Klausenburger Professor Iosif Popovici oder dem Dichter Ion Minulescu. Der Hauptteil der Zeitschrift bestand in der Regel aus belletristischen Texten, an die sich Aufsätze über Themen aus verschiedenen Lebensbereichen und die Nachrichtenrubrik „Rundschau“ anschlossen sowie andere Rubriken: Neue Bücher, Bücherschau, Rätsel, Briefkasten.

Programmatischer Schwerpunkt: banatdeutsche Literatur

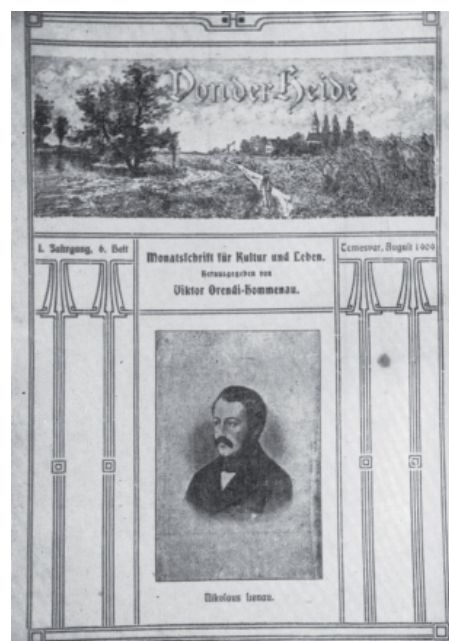
Orendi-Hommenau hat *Von der Heide* jedoch vorwiegend als Literaturzeitschrift verstanden und gestaltet. Seine offensichtlich programmatischen Texte „An unsere Leser“ und „Von der Heide“ in der ersten Ausgabe zeigen, dass tiefe Heimatverbundenheit diese Zeitschrift von Anfang an prägte: „Ein Eden an Schönheit, ein solcher Zaubergarten unvergänglicher Poesie ist die Banater Heide, jenes herrliche Stück Land ..., auf dessen Scholle einst ein Nikolaus Lenau das Licht der Welt erblickte“. Und zur Erwartung an literarische Beiträge: „Heilige und reine Poesie soll in diesen Blättern weben und sie zu einem Tempel der Schönheit weihen“. Die in Deutschland weit verbreitete Heimatdichtung dürfte für den Herausgeber richtungweisend gewesen sein.

Geradezu wohltuend wirken inmitten der Vielzahl idyllisch-weltentrückter Texte die Prosastücke von Else und Otto Alscher, Adam Müller-Guttenbrunns Romanfragmente oder Stephan von Hartensteins Kriegstagebuch. In diesen „bodenständigen“ Texten werden natürliches Empfinden und elementares, auf das Wesentliche des

Lebens reduziertes Weltverhältnis spürbar. Spezifisch für die auf den Banater Raum bezogene Prosa ist gewiss die Siedlungsproblematik, die emotional so tief greifende Verbundenheit des Bauern mit seinem Stückchen Land, aber auch mit seiner schwer erworbenen neuen Heimat im weiteren Sinne sowie die Pusztaromantik und weitere exotische Thematik wie das Zigeunerndasein, wohl in Anlehnung an Nikolaus Lenau.

In der Lyrik war Nikolaus Schmidt die überragende Persönlichkeit. Orendi-Hommenau hat diesen Dichter mit dem ihm eigenen sicheren Urteil von Anfang an als besondere Bega-

bung erkannt und zu popularisieren gesucht. Von Stephan Milow (1836–1915), Josef Gabriel (d. Ä., 1853–1927) und Else Alscher (1877–1962) bis zu den jüngeren Dichtern Peter Jung (1887–1966) und Bruno Kremling (1889–1962) waren regional relevante Banater bzw. im Banat lebende Lyriker in der Zeitschrift präsent.



Nikolaus Lenau, im Banat geborener spätromantischer Schriftsteller des Welterschmerzes, auf dem Titelblatt der Monatschrift für Kultur und Leben „Von der Heide“, Ausgabe 6/1909.

Eine Besonderheit der Zeitschrift ist ihr Interesse an der Mundartdichtung, der als Folge der Magyarisierung des größten Teils der intellektuellen banatdeutschen Oberschicht eine Identitätserhaltende Funktion zukam. Sie artikulierte in manchem Text die bäuerliche Opposition gegen den staatlichen Druck.

Zahlreiche Aufsätze über die einheimische Literatur, aber auch über jene im deutschen Sprachraum, sollten offensichtlich das Interesse der Banater Schwaben an Literatur wecken, geschmackbildend wirken und gleichzeitig das Selbstvertrauen in die eigenen schöpferischen Möglichkeiten fördern. Schon in den ersten Heften der *Heide* will Orendi-Hommenau die Leserschaft über die literarische Situation jener Zeit im Banat informieren. Der Aufsatz „Banater Musensöhne“ (Heft 2/1909), in dem er „ein flüchtiges Bild des schöngestigen Lebens unter den Banater Schwaben zu bieten“ versuchte, dürfte kaum ermunternd gewesen sein. Umso mehr war er bestrebt, die neuen, erreichbaren Texte von den wichtigsten Banater

deutschen Autoren und auch Informationen über sie in seiner Monatsschrift abzdrukken, in vielen Fällen nachzdrukken. Adam Müller-Guttenbrunn ist dafür ein gutes Beispiel. Die Zeitschrift vermerkte wohl alles, was Müller-Guttenbrunns literarisches und kulturpolitisches Wirken in jener Zeit (1909–1923) betraf, und brachte Rückblenden über Leben und Schaffen dieses für die Banater Schwaben maßgeblichen Volksschriftstellers.

Von den Prosautoren der *Heide* schätzte und popularisierte der Herausgeber neben Guttenbrunn auch Otto Alscher und Franz Xaver Kappus als besondere literarische Begabungen. Alscher ist in der Zeitschrift nicht nur als Erzähler, sondern auch als Kritiker vertreten, während von Kappus außer Prosatexten auch Gedichte abgedruckt wurden.

Deutsch-rumänische Berührungspunkte

Trotz zeitweiliger Überbetonung des Deutschnationalen gab es in Viktor Orendi-Hommenaus Zeitschrift keineswegs die Tendenz zu einer Abkapselung der deutschen Bevölkerung von den anderen Ethnien der Region – von den Rumänen, Ungarn oder Serben. Vielmehr plädierte der Herausgeber für eine Zusammenarbeit auch in politischen Fragen, in denen es gemeinsame Interessen zu artikulieren galt. So erinnert Orendi-Hommenau an eine Protestveranstaltung gegen den Wahlrechtsentwurf der Budapestter Regierung in Gertjanosch/Cărpiniș, bei der er gemeinsam mit Coriolan Brediceanu, dem herausragenden rumänischen Politiker, aufgetreten ist. Auch wandte sich der Herausgeber mit keinem Wort gegen das ungarische Volk, sondern opponierte gegen die staatliche Nationalitätenpolitik im damaligen Ungarn.



Ion Minulescu, Vertreter des rumänischen Symbolismus, auf dem Titelblatt der Illustrierten Monatsschrift für Kultur und Leben „Von der Heide“, Heft 2/1923.

Ion Minulescu, Vertreter des rumänischen Symbolismus, auf dem Titelblatt der Illustrierten Monatsschrift für Kultur und Leben „Von der Heide“, Heft 2/1923.

Bereits 1914 veröffentlichte die *Heide* eine Aufsatzreihe des Bukarester Arztes Emil Fischer über kulturelle deutsch-rumänische Berührungspunkte (ab Heft 1/6/1914). Fischer überschätzt in mancher Hinsicht den Einfluss der deutschen Kultur in den rumänischen Fürstentümern beziehungsweise im Altreich des 19. Jahrhunderts. Doch die zusammengetragenen Fakten sind bemerkenswert: Vom ersten Gastspiel einer deutschen Theatertruppe in Bukarest 1835/1836 bis zur Erfassung sämtlicher Übersetzungen aus der deutschen Literatur in der Buchreihe „Biblioteca pentru toți“ enthalten Emil Fischers Beiträge ein reichhaltiges Informationsmaterial.

Mit dem Wiedererscheinen der *Heide* nach dem Ersten Weltkrieg (1922) setzte die eigentliche Übersetzertätigkeit Orendi-Hommenaus ein. Das erste von ihm übertragene Eminescu-Gedicht erschien in Heft 1/1922: „Müde Vöglein“ („Somnoroase păsărele“). Sowohl die weitere Auswahl von Eminescu-Gedichten als auch die Übersetzungen aus dem Werk anderer Autoren weisen Orendi-Hommenau als Kenner der rumänischen Literatur aus. Programatisch hieß es in seinem Aufsatz über Ion Minulescu: „Die Monatsschrift *Von der Heide* hat sich zur Aufgabe gestellt, ihre Leser auch in das Geistesleben unserer rumänischen Brüder einzuführen ... Aus diesem Gedanken heraus wollen wir auch der modernen rumänischen Schriftsteller gedenken, die heute in Bukarest tonangebend sind und die weitere Entwicklung der rumänischen Poesie wesentlich beeinflussen. Zu den vornehmsten Vertretern dieser Richtung gehört der tiefgründige Ion Minulescu ...“ (Heft 2/1923)

Dank ihres großräumigen Verbreitungsgebiets machte die Zeitschrift *Von der Heide* Aspekte der Literatur und Kultur der Banater Deutschen auch außerhalb der Region bekannt. Über ihre Wirkung im In- und Ausland kann man sich aus den publizierten „Presseurteilen“ ein ungefähres Bild machen. Schon die Vielzahl der Stimmen ist ein Hinweis darauf, dass die Zeitschrift nicht nur zur Kenntnis, sondern unter den Periodika der Zeit auch ernst genommen wurde. Zitiert seien hier bloß die *Sarajevoer Nachrichten* vom 29. Juli 1915, die dem Herausgeber bescheinigen, er habe mit seiner Zeitschrift „ein geistiges Zentrum für die Deutschen dieses Raumes“ geschaffen. Und weiter: „Während der sieben Jahre ihres Bestehens hat der Herausgeber es verstanden, bei Ausschaltung dilettantischer Anfänger ..., um sich einen Stab bekannter und erprobter Mitarbeiter zu versammeln, der im Verein und in völliger Übereinstimmung mit ihm das Blatt auf seine heutige Höhe gebracht hat ...“

Mehr als 100 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Von der Heide* gilt es, die literatur- und kulturhistorische Leistung ihres Herausgebers und des Mitarbeiterkreises aus heutiger Sicht zu werten und zu würdigen. Sie haben mit dieser Monatsschrift in schwieriger Zeit den Banater Deutschen einen geistigen Rückhalt, kulturelles Selbstvertrauen und Ansporn für die Weiterentwicklung ihrer Literatur gegeben. Die Zeitschrift ist ohne Zweifel für Literatur- und Kulturhistoriker Zeitdokument und Spiegelbild eines existenziellen Entwicklungsabschnitts der banatdeutschen Kultur am Anfang des 20. Jahrhunderts, eine informative Quelle, die auch Berührungspunkte mit den anderen Ethnien der Region vermittelt.

Dr. Walter Engel, Germanist, lebt als Dozent, Literaturwissenschaftler und Publizist in Kaarst, Niederrhein. Zuletzt erschien von ihm: „Blickpunkt Banat. Beiträge zur rumäniendeutschen Literatur und Kultur“ (München 2013).

La mulți ani, Domnule Profesor!

Romanița Constantinescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Heitmann ist der Nestor der deutschen Rumänistik und seit einem halben Jahrhundert deren Förderer. Seine außerordentlichen Verdienste in der Forschung und Förderung der rumänischen Kultur wurden bereits mehrfach gewürdigt: Er ist *doctor honoris causa* der Universitäten Bukarest und Galatz, Ehrenmitglied der Rumänischen Akademie sowie des Rumänischen Schriftstellerverbandes und Komtur des Verdienstordens für das Bildungswesen. Seine der rumänischen Sprache und Literatur gewidmeten Werke wurden in rumänischer Übersetzung neu aufgelegt – sowohl „Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum: 1775 – 1918. Eine imagologische Studie“ als auch „Sprache und Politik in der Republik Moldau“ sind im vergangenen Jahr in zweiter Auflage erschienen. Auch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Vergleichenden Literaturwissenschaft zum französischen Theater der Klassik und des Barocks oder zur europäischen Romantik fanden Wiederhall in der Öffentlichkeit in Rumänien, sein Buch über den französischen Realismus von Stendhal bis Flaubert erschien 1983 in rumänischer Übersetzung.

Die romanistische und rumänistische Tätigkeit Professor Heitmanns lässt sich kaum in wenigen Worten zusammenfassen und ist im Übrigen auch all denen wohlbekannt, die sich – sei es in Deutschland oder in Rumänien und der Republik Moldau – mit dem Studium der rumänischen Sprache und Literatur befassen. Da ich das Privileg genoss, seine Bekanntschaft an der Universität Heidelberg zu machen, wo er emeritierter Professor ist, möchte ich mit einem ersten persönlichen Eindruck beginnen: Professor Heitmanns Kenntnis der rumänischen Sprache ist verblüffend. Und dabei ist nicht die Rede von vollkommener Beherrschung der Grammatik, dem unvergleichlichen Reichtum des Ausdrucks, von der idiomatischen Korrektheit, sondern von der sicheren Modulation der Sätze, von der eleganten Aussprache, die sofort an Ovid Crohmălniceanu erinnert, seinen rumänischen Freund, und an ein nicht altertümliches, sondern zeitloses Rumänisch, nämlich das der Bücher. Als ich Professor Heitmann rumänisch sprechen hörte, wurde mir das Privileg bewusst, Schrift- und Umgangssprache nicht vermengen zu müssen, ein Privileg, dessen sich die Rumänen selbst leider nicht erfreuen können. So kommt es, dass man in Heidelberg ein vollendetes, liebevoll gepflegtes Rumänisch hört, sorgfältiger, geliebter und eleganter als das heutzutage in Bukarest gesprochene.

In einem Interview mit der Zeitschrift *România literară* im Jahr 2004 erzählte Professor Heitmann, wie er während seiner Studienzeit an der Universität Freiburg

begann, Rumänisch zu lernen – aus romanistischem Interesse, aber auch, um den einzigen damals in der Institutsbibliothek vorhandenen rumänischen Roman zu lesen, nämlich „Rusoica“ [Die Russin] von Gib Mihăescu, ein im kommunistischen Rumänien auf den Index gesetztes Buch, da es das Land jenseits des Pruths erwähnt. Heitmann wollte mehr über die Länder „jenseits des Nebels“ herausfinden, um es mit den Worten des Schriftstellers Mihail Sadoveanu zu sagen, im Zuge der typischen (allgemein betrachtet, und, für sich genommen, trotzdem so untypischen) Öffnung der Studenten im Westen der Nach-



S. Damian, Dr. Gelu Ionescu und Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Klaus Heitmann (v.l.n.r.) 2006 im Senatssaal der Universität während der Veranstaltung zur Unterstützung des Lektorats für rumänische Sprache und Literatur an der Universität Heidelberg.

Foto: Edda Binder-Iijima

kriegszeit für das Europa jenseits des Eisernen Vorhangs. „Die Russin“ hat in ihm das Interesse für das noch weniger als Rumänien bekannte Land zwischen Pruth und Dnjestr geweckt. Da es damals in Freiburg keine Möglichkeit gab, das Rumänische zu studieren, hat Heitmann autodidaktisch Rumänisch gelernt, mithilfe des einzigen für ihn aufzutreibenden, dazu noch eher ungeeigneten Lehrbuchs, das eigentlich für deutsche Soldaten während des Krieges konzipiert war. Weniger aus Nostalgie, sondern um die Motivation für sein individuelles Studienprogramm des Rumänischen aufrechtzuerhalten, welches seinen Weg von damals bis heute aufzeichnet, bewahrt Professor Heitmann immer noch sein erstes Vokabelheft auf, in dem er Wörter, Redewendungen oder interessante syntaktische Konstruktionen notierte. Die Eintragungen beginnen mit dem 24. August 1953. Es erwies sich als bedeutungsvoll, dass in Freiburg eine von exilierten Rumänen gegründete Bibliothek mit der größten Sammlung rumänischer Bücher im Ausland bestand. Zu den frühesten rumänischen Lektüren zählen I. L. Caragiale, aber auch drei in Chișinău erschienene Anthologien moldauischer Literatur in rumänischer Sprache, jedoch mit kyrillischen Buchstaben.

Nach Verteidigung der Doktorarbeit über Petrarca bei Hugo Friedrich in Freiburg (1955) veröffentlichte Klaus Heitmann seine erste Untersuchung über die rumänische Sprache, „Die Bemühung um die Literatursprache in Rumänien“ (in *Romanische Forschungen* 68/1956), gefolgt von einer Studie über die Rezeption Mihail Sadoveanus im deutschsprachigen Raum, erschienen in der Zeitschrift *Viața Românească* (13/1960). Bemerkenswert ist die Veröffentlichung von Anfang an sowohl in deutschsprachigen als auch in rumänischen Fachzeitschriften. Für Rumänen ist seine Arbeit insofern von außerordentlichem Wert, als er rumänische Themen in eine weite, gesamteuropäische Perspektive stellt und mit Scharfsinn die Frage der Rezeption der rumänischen Literatur in einem fremden kulturellen Kontext beleuchtet. Ferner sind seine Forschungsinteressen und seine Sprache von Selbstzensur nicht betroffen, und nicht selten greift er Themen auf, die seinen rumänischen Kollegen auf beiden Seiten des Pruths verboten sind. Dabei überschreitet er die hinter dem Eisernen Vorhang gesetzten Grenzen und trägt dadurch zur Beschleunigung interner Prozesse der Anerkennung der Werte und Neudeutung der eigenen Tradition bei. Der aus Jassy/Iași stammende Literaturhistoriker Victor Durnea nennt ein instruktives Beispiel dafür in einem Interview, das Professor Heitmann für die Zeitschrift *România literară* gab: Er rief die Resonanz der Studie in rumänischsprachigen Medien auf beiden Seiten des Pruths in Erinnerung, in welcher dieser die Rezeption und Instrumentalisierung Eminescus für kulturelle und politische Zwecke in der Republik Moldau beleuchtete. Einerseits verfügten die Intellektuellen in Rumänien nicht über genügend Informationen über die Vorgänge in der Republik Moldau und durften kaum über die rumänischsprachige Literatur von dort schreiben, ande-

zwischen zwei Staaten schlicht und ergreifend nicht bekannt war. Zunächst erschien die Studie auf Deutsch („Erbediskussion und Erbeperzeption im Fernen Osten der Romania. Eminescu in der Moldauischen Sowjetrepublik“, 1988), ein Jahr später jedoch auch in Chișinău auf Rumänisch in einer Phase, die von *glasnost* und kulturellem Tauwetter geprägt war. In Rumänien las man sie in Durchschlägen oder in Abschriften. Das Interesse Klaus Heitmanns für die rumänische Kultur, seine Freundschaft mit Intellektuellen aus Rumänien und der Moldau ruft indes von Anfang an heftige Reaktionen von Seiten der Regime hervor. Seine erste umfangreichere Studie über die jenseits des Pruths gesprochene Sprache, „Rumänische Sprache und Literatur in Bessarabien und Transnistrien. Die sogenannte moldauische Sprache und Literatur“ (1965, rum. 1991) stellte eine Kriegserklärung an die bereits seit den 1920er Jahren bestehende kommunistische Lehrmeinung über die Existenz einer vom Rumänischen unterschiedenen moldauischen Sprache dar. Der Romanist Klaus Heitmann kann als Philologe all die Fälschungen, Manipulationen und Lügen nicht hinnehmen, im Bereich der Wissenschaft ebenso wenig wie in der Gesellschaft. Noch oft wird er auf das Thema der ideologisch motivierten Konstruktion einer „moldauischen Sprache“ zurückkommen; um diese zu demontieren, führt er eine Fülle an historischen und linguistischen Belegen an und trägt mit großen Mühen und Opfern eine ganze Bibliothek zusammen. Seine Artikel, die schließlich in dem Beitrag „Rumänisch: Moldauisch“ im *Lexikon der romanistischen Linguistik* (1989) zusammenfließen, haben die auch im Westen unternommenen Versuche einer Anerkennung der Existenz zweier unterschiedlicher, dem Dako-Rumänischen entsprungenen Sprachen vereitelt und lassen die politischen Initiativen nach 1994, die jenseits des Pruths gesprochene Sprache als „Moldauisch“ zu bezeichnen, in einem fragwürdigen Licht erscheinen. Auf jeden Fall wurden seine übersetzten und in Chișinău erschienenen Untersuchungen geradezu wegweisend für die öffentliche Meinung in der Republik Moldau, kamen sie doch von einem ausländischen Wissenschaftler, der keiner lokaler Interessen und Hintergedanken bezichtigt werden konnte. Die Frage nach der Sprachbezeichnung ist noch immer aktuell in der Republik Moldau, wo in Artikel 13 der Verfassung vom 29. Juli 1994 die Rede von der „moldauischen Sprache“ ist, wohingegen die Unabhängigkeitserklärung vom 27. August 1991 die rumänische Sprache zur Amtssprache erklärt. Im Jahr 2013 hat das Verfassungsgericht der Republik Moldau den Vorrang der Unabhängigkeitserklärung festgestellt und so der rumänischen Sprache den Status einer Amtssprache verliehen. Professor Heitmann verfolgte in jener Zeit mit großem Interesse diese Debatten, die über rein historische und philologische Belange hinausgehen.



Professor Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Heitmann (r.) im Gespräch mit Romulus Rusan auf dem internationalen Symposium der Universität Heidelberg „Gedächtnis der Literatur“ im Oktober 2009. Foto: Edda Binder-Iijima

rerseits war es den Intellektuellen der Republik Moldau verboten, sich in gleicher Weise auszudrücken, wie dies Heitmann möglich war, während im Westen die Problematik dieser Aufteilung einer literarischen Tradition

Nicht nur in der „moldauischen“ Frage manifestierte sich eine Spannung zwischen der Haltung des Forschers und der offiziellen Haltung. Heitmann sprach und schrieb

mehrfach über seine Hoffnung bezüglich einer Kooperation mit Rumänien und über den unbefriedigenden Zustand der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien. Als sich die politische Situation in Rumänien in den 1980er Jahren auf ein noch nicht dagewesenes Niveau verschlechterte und sich Verbote und Repressalien gegenüber Schriftstellern vermehrten, wurde Klaus Heitmann zu einem Garant für die Freiheit der Schriftsteller, die er nach Heidelberg eingeladen hatte. In ihren Memoiren „Fals tratat de manipulare“ (2013) beschreibt Ana Blandiana, wie sie an Professor Heitmann und dessen Assistenten S. Damian (Samuil Druckmann-Damian) dachte, als über sie ein Publikationsverbot verhängt wurde und sie befürchtete, verhaftet zu werden. Um die Verfolgungen, denen sie sich ausgesetzt sah, öffentlich zu machen und internationale Aufmerksamkeit zu wecken, sandte Blandiana einen Brief über eine Freundin nach Heidelberg, der später an Gelu Ionescu geschickt wurde (auch Ionescu war Assistent von Professor Heitmann in Heidelberg), der den Brief beim Radiosender *Freies Europa* vorlas. Über einen langen Zeitraum fanden dank der Einladung Professor Heitmanns viele Schriftsteller und Intellektuelle in Heidelberg Zuflucht, von denen hier nur einige namentlich erwähnt werden können: Gabriela Adameşteanu, Matei Călinescu, Mircea Cărtărescu, Livius Ciocârlie, Andrei Corbea Hoişie, Andrei Cornea, Paul Cornea, Ov. S. Crohmălniceanu, Ştefan Augustin Doinaş, Mircea Iorgulescu, Gabriel Liiceanu, Ileana Mălăncioiu, Florin Manolescu, Norman Manea, Adrian Marino, Dumitru Micu, I. Negoitescu, Virgil Nemoianu, Constantin Noica, H.-R. Patapievici, Andrei Pleşu, Lucian Raicu, Romulus Rusan, Eugen Simion, Marin Sorescu, Monica Spiridon, Constantin Ţoiu, Alexandru Zub und viele weitere.

Gewiss irre ich nicht mit der Behauptung, dass es keinen anderen ausländischen Romanisten wie Klaus Heitmann gibt, der in einer historisch schwierigen Phase solch enge Kontakte mit rumänischen Schriftstellern und Intellektuellen pflegte und der sich eines vergleichbaren Wissens über rumänische Literatur und Kultur erfreute, beginnend bei den ältesten Sprachdenkmälern bis zu zeitgenössischen Schriftstellern. Er schrieb über Eminescu, Blaga, Coşbuc, Sadoveanu, I. L. Caragiale, Urmuz, Eugène Ionesco und über Sextil Puşcariu, Constantin Rădulescu-Motru, Eugen Lovinescu, Tudor Vianu und Adrian Marino, aber auch über zeitgenössische Autoren wie A. E. Baconsky und Şt. Bănulescu sowie über deutsche Schriftsteller aus Rumänien. Er veröffentlichte Studien über den Traditionalismus in der rumänischen Kultur, über die Monarchie in Rumänien und zusammen mit Ovid Crohmălniceanu einen Band, der dem *Cercul literar de la Sibiu* (Hermannstädter Literaturkreis) gewidmet ist. Etwa 30 Artikel, die rumänischen Schriftstellern gewidmet sind, verfasste er für das „Kleine literarische Lexikon“ (1961), außerdem Artikel zur rumänischen Sprache, Literatur und Kultur für die *Brockhaus-Enzyklopädie* (1967). Die Art und

Weise, wie rumänische Literatur im deutschsprachigen Raum gelesen wird, orientiert sich an der Lektüre und den Kommentaren Klaus Heitmanns.



Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Heitmann bedankt sich für die von Edda Binder-Iijima, Romanița Constantinescu, Edgar Radtke und Olivia Spiridon herausgegebene und ihm „in Anerkennung und Dankbarkeit“ gewidmete Festschrift „Gedächtnis der Literatur. Erinnerungskultur in den südosteuropäischen Ländern nach 1989. Rumänien im Blickfeld“ (Ludwigsburg 2010), Romanisches Seminar der Universität Heidelberg, Februar 2011.
Foto: Edda Binder-Iijima

Professor Heitmann leistete einen großen Beitrag, um ein detailreicheres und interessanteres Bild der rumänischen Kultur im Ausland zu zeigen, und war gleichzeitig interessiert, wie Rumänien in der Welt betrachtet wird, wann dieses Image entstand und welche Faktoren dieses Bild prägten. Als Imagologe widmete Heitmann mehrere Bücher und Studien dieser besonderen Thematik für die Beziehung zwischen Kulturen, sei es zwischen Deutschland und Italien oder zwischen Deutschland und Frankreich oder aber auch zwischen dem rumänischen und dem deutschen Sprachraum. Sein Buch „Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum: 1775 – 1918“ (1985, rum. 1995) sowie Studien, die ein verwandtes Thema behandeln, haben nicht nur Reiseberichte, Briefe, historische Abhandlungen, Reportagen, Kolportage- und Trivilliteratur wieder ins Bewusstsein gebracht, sondern ihnen gebührt auch das Verdienst, mit äußerster Genauigkeit die Mechanismen, die das Image einer Nation ausmachen, sowie die fragwürdigen Stereotypen und die Widersprüchlichkeit jenseits der Mythen bloßgelegt zu haben.

Die Methode Klaus Heitmanns machte Schule in Rumänien. Sie inspirierte universitäre Kurse und Doktorarbeiten und wurde wegweisend für die rumänische Imagologie, die in den Büchern von Dan Horia Mazilu und Andrei Oişteanu gipfelt.

La mulți ani, Domnule Profesor!

Dr. Romanița Constantinescu ist Lektorin für Rumänisch an der Universität Heidelberg.

Apokalyptisches Schreiben oder der Erzähler als Angelus novus

Brigitte Heymann

Mircea Cărtărescu entfaltet in der „Orbitor“-Trilogie, deren letzter Band seit vergangenem Jahr nun auch auf Deutsch in der bemerkenswerten Übersetzung von Ferdinand Leopold vorliegt, seine unerhörten Erzählwelten, die bisher Erlebtes und Gelesenes hinter sich lassen. Sein Erzähler navigiert auf atemberaubende Weise mit allen Mitteln der Fabulierkunst zwischen Erinnerung und Fiktion, Autobiografie und Imaginärem, zwischen historischer Erfahrung und phantasmatischer Überbietung. Er weiß alles und noch viel mehr. Im Akt des Erzählens teilt er sein unfassbares Wissen mit den Lesern, die im Strudel der Bilder und Zeichen unterzugehen drohen, immer wieder die Orientierung verlieren und doch lernen, den Gefahren des Bedeutungsverlusts zu entgehen.

Wir Leser müssen, ja wir sollen nicht alles verstehen, um die Welt lesend zu erfahren und zu erkennen, wie wir sie zuvor noch nie gesehen haben. Cărtărescu verlangt den Lesern alles ab und gibt ihnen mehr, als sie noch in ihren kühnsten Träumen erwarten könnten.

In diesem letzten Band mit dem Titel „Die Flügel“ gelangt die Erzählung zu jenem historischen Ereignis, das sie entfesselt hat, in dem ihre Möglichkeit, nicht aber ihre ganze Bedeutung gründet. Cărtărescu hat sich immer wieder gegen eine unmittelbare, reflexartige Verknüpfung seines Schreibens mit der Diktatur Ceaușescus verwehrt. Nun aber quillt der Name unaufhaltsam aus den Mündern seiner Figuren, die sich seiner in Witzen und Wortspielen bemächtigen. Doch das Lachen vergeht uns, wenn wir vom Leben in der Diktatur, vom Hunger, der Kälte und der barbarischen Zerstörung der rumänischen Hauptstadt lesen. Der Roman erinnert an den von der Armee und der Securitate blutig niedergeschlagenen Aufstand von Temeswar/Timișoara, bei dem unzählige Tote zu beklagen waren. Die Bilder von der standrechtlichen Hinrichtung von Ceaușescu und seiner Frau, die wir fassungslos und ungläubig wieder und wieder in den Nachrichten vom Weihnachtstag 1989 in aller Welt im Fernsehen gesehen haben, werden beim Lesen wieder lebendig. Wir werden an die Opfer der kommunistischen Diktatur erinnert, erleben noch einmal den Schock, den die Berichte von den verwaorsten Kindern in den rumänischen Waisenhäusern ausgelöst haben, und die unser kollektives Gedächtnis an die friedliche Revolution in Ostdeutschland längst überwuchert hat.

In diesem letzten Band vermittelt sich Cărtărescus Poetik der Entfaltung dystopisch mythischer Erzählwelten als Enthüllung von Geschichte, entwickelt die Endzeitfiktion

ihre apokalyptische Wucht und entbirgt nicht mehr und nicht weniger als die Heilserwartung von Literatur.

Auch für die eingeweihten Leser beginnt mit der ersten Zeile des Romans ein neues Lektüreabenteuer mit den vertrauten Figuren, dem Erzähler Mircea, Mircișor, mit Herman und der Mutter. Wir erkennen die Schmetterlings-Metapher und die anderen Symbole wieder, tauchen ein in die phantastischen Innenräume der Traum-erzählungen. Und zugleich werden wir einmal mehr von der fiktionalen Kraft des Romans und seiner poetischen Sprache erfasst, die den unvergleichlichen Sog der Lektüre ausmachen. In diesem Roman wird unsere eigene existentielle Gefährdung ästhetisch erfahrbar, die im menschlichen Sein ihren Grund hat. Jetzt erschließen sich der Zusammenhänge zwischen Alptraum und Geschichte, zwischen der Kosmologie und dem Schmerz der ausgelieferten Existenz des Menschen, die das Imaginäre des Autors durchzieht. Nun kommt Cărtărescus Schreiben nach der Textologie im Leben an.

Wenn es ein Bild für Mircea, den Erzähler, gibt, dann ist es jene Zeichnung von Paul Klee, die Angelus Novus heißt, und von der Walter Benjamin gesagt hat, so müsse der Engel der Geschichte aussehen, weil er in seinem der Vergangenheit zugewandten Blick, da wo wir unsere gefälligen Geschichten erzählen, „eine einzige Katastrophe“ sieht. Ein Sturm treibe ihn – wie vom Flügelschlag des Schmetterlings bei Cărtărescu ausgelöst – voran in der Geschichte.

Das apokalyptische Erzählen Cărtărescus formt die Gattung des Romans zum Apotropaion, das die Leser vor den Bedrohungen der Welt schützt, indem er diese mit Fiktionen und Worten, die den furchterregenden Figuren der gotischen Kathedralen gleichen, ausmalt und ausformuliert,

so wie wir es nie zu tun gewagt hätten. Wenn am Schluss des Romans sein Ende gleich zweifach proklamiert wird – Ende des dritten Bandes, Ende des Buches –, beschwört es einen Beginn, ein neues Buch von Cărtărescu, das wir erwarten.



Mircea Cărtărescu
Die Flügel. Roman. Übersetzt von Ferdinand Leopold. Zsolnay Verlag, Wien 2014, 672 Seiten, 26,00 Euro.

Frühe Gedichte und Prosa von Alexandru Vona

Keine vermauerten, vielmehr transparente Fenster aus buntem Glas

Markus Fischer

Für Alexandru Vona, den 1922 in Bukarest geborenen Spross einer mit Elias Canetti verwandten sephardisch-jüdischen Familie, war das Jahr 1947 ein Schicksalsjahr. In jenem Jahr erhielt der 25-jährige Mathematiker und Schriftsteller kurz vor der Abdankung des rumänischen Königs Mihai den renommierten, jungen Dichtern zugedachten „Preis der Königlichen Stiftungen“ für seinen Lyrikband „Vitrării“ (Buntglasfenster). In demselben Jahr verfasste der junge Autor in nur wenigen Wochen seinen Roman „Ferestrele zidite“ (Die vermauerten Fenster) und ging nach der Machtübernahme durch die Kommunisten in Rumänien ins französische Exil, wo er mit Eliade, Cioran und Ionesco verkehrte, seine literarischen Ambitionen zugunsten des bürgerlichen Brotberufs eines Architekten aufgab, und wo er, 2004 verstorben, auf dem Pariser Friedhof Père-Lachaise begraben wurde. Sein nicht in gedruckter Form vorliegender, nur als Manuskript existierender Lyrikband „Vitrării“ gilt als verloren, sein einziger Roman „Ferestrele zidite“ erschien erst 1993 (in deutscher Übersetzung 1997) und begründete Alexandru Vonas späten literarischen Ruhm.

Der von Alexandru Bulucz herausgegebene Band „Vitrării“ versammelt Gedichte und Prosa Alexandru Vonas aus den Jahren 1940 bis 1947. Die vom Herausgeber aus dem Rumänischen ins Deutsche übertragenen Texte sind sämtlich in der *Revista Fundațiilor Regale* (Zeitschrift der Königlichen Stiftungen) veröffentlicht, mit Ausnahme des Essays „Emil Ivănescu“, der in der Zeitschrift *Agora* erschien, in der auch der junge Paul Celan publizierte.

Der Sammelband „Vitrării“ gliedert sich in vier Teile: Lyrik, Prosa, Essay und Kritik. Besonders verdienstvoll ist, dass der erste Teil (S. 10–43) die dort versammelten lyrischen Texte zweisprachig darbietet. Es handelt sich um insgesamt zwölf Dichtungen, wobei zwei von ihnen als lyrische Miniaturzyklen (mit ihrerseits vier bzw. neun Gedichten) zu betrachten sind. Die kurzen, teilweise nur aus wenigen Versen bestehenden, nie aber die Zahl von zwanzig Zeilen übersteigenden Gedichte entwerfen traumhafte Landschaften, Naturbilder voller Einsamkeit und Melancholie, Stimmungen einer wunden Seele, surreale Szenen, die sich zu konzentrierten poetischen Aussagen verdichten. Lektüererfahrungen und philosophische Reflexionen fließen in die lyrischen Gebilde ein, die auch durch ihre Lautgestalt bestechen.

Der zweite Teil des Sammelbandes „Vitrării“ besteht aus einem einzigen Prosatext: der Erzählung „Die Glocke“ (S. 45–57). Der Originaltitel des 1947 veröffentlichten Textes lautet „Clopotul“. In traumartigen, somnambulen Szenen entfaltet der junge Autor die letzten Momente des Lebens eines alten Mannes, das unaufhaltsam und unweigerlich auf den Tod zuläuft, der durch die verrinnende Zeit und den finalen Glockenschlag symbolisiert wird. Dass die Glocke am Ende nur zum Scherz gezogen wurde, bringt eine absurde Note in das Geschehen, das an den letzten Satz von Kafkas Erzählung „Ein Landarzt“ erinnert: „Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.“

Der dritte Teil (S. 59–84; merkwürdigerweise gibt es in „Vitrării“ keine Seite 84, dafür kommt die Seitenzahl 82 gleich zweimal vor) schlägt einen gänzlich anderen Ton an. Es handelt sich um neun miniaturhafte Abhandlungen, kurze Aperçus, die kaum als „Essay“ gelten können. Der junge Autor glänzt hier mit seiner weltliterarischen Bildung und dokumentiert zugleich sein Interesse an der deutschen Literatur (Rainer Maria Rilke, Thomas Mann).

Der vierte und letzte Teil (S. 85–98) enthält sieben literarische Kurzkritiken Alexandru Vonas zu – mit einer einzigen Ausnahme – zeitgenössischen Werken der rumänischen, französischen, englischen, und amerikanischen Literatur. Die „Vitrine einer Schreibspur“ betitelte Vorbemerkung (S. 7–9) des Herausgebers und Übersetzers Alexandru Bulucz und ein Nachwort (S. 99–102) des deutschen Journalisten und Schriftstellers Peter Henning runden, neben einem Personen- (S. 103) und Quellenverzeichnis (S. 104), den Band „Vitrării“ ab.



Alexandru Vona
Vitrării. Frühe Gedichte und Prosa 1940–1947. Herausgegeben und übertragen aus dem Rumänischen von Alexandru Bulucz. Mit einem Nachwort von Peter Henning. Edition Faust, Frankfurt a. M. 2014, 104 Seiten, 18,00 Euro.

Dramatische Fluchtgeschichte

Edith Ottschofski

Wer es nicht mehr aushalten konnte im kommunistischen Rumänien der 1980er Jahre, sah zuweilen die Flucht über die grüne Grenze als einzigen Ausweg. So auch Herbert-Werner Mühlroth, der nun, Jahrzehnte später, seine Geschichte in einem Buch herausgebracht hat, das mit dem schönen Titel „Eine Eisenbahn in meinem Traum“ bei Edition Noack & Block in Berlin erschienen ist. Der Verlag gehört zur Frank & Timme GmbH, die sich bekanntlich eingehend mit rumänischen Themen befasst.

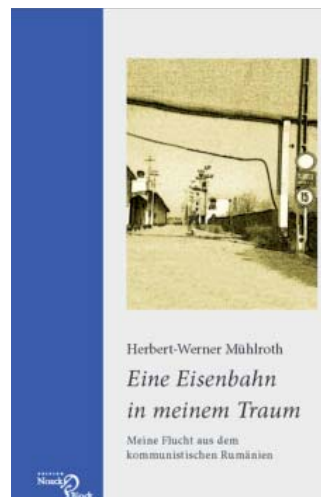
Der rumäniendeutsche Publizist und Übersetzer (Jahrgang 1963), der bereits Gedichte, Geschichten und Übersetzungen veröffentlicht hat, bringt mit diesem schmalen Büchlein seine persönliche Geschichte zum Ausdruck, sehr eng orientiert am tatsächlichen Geschehen und als Erfahrungsbericht gestaltet.

Mit 19 Jahren, am 15. April 1982, floh Herbert-Werner Mühlroth zusammen mit zwei Freunden aus der kleinen Banater Grenzstadt Hatzfeld/Jimbolia nach Jugoslawien, indem er auf einen fahrenden Güterzug aufsprang. Der stärkste Teil des Buches ist natürlich der packende Bericht über diese Flucht in all seinen Einzelheiten. Erst mit einem Abstand von 32 Jahren wagte sich der Autor an dieses Thema heran, und auch dann konnte er seine Notizen, die er gleich nach der Flucht gefertigt hatte, nicht digitalisieren, zu emotional war das Thema. Sie mussten ihm diktiert werden. Herausgekommen aber ist eine berührende Geschichte voller Angst und Dramatik, die die Freunde in Jugoslawien zunächst ins Gefängnis führt und dann in die langersehnte Freiheit. Schließlich werden sich aber die Wege der drei Freunde trennen, und ihre enge Beziehung beschreibt der Autor in einem Gedicht als „Sternenfreundschaft“.

Weniger überzeugend schildert der Autor jedoch die Motivation zur Flucht, was vielleicht auch damit zusammenhängt, dass er damals noch sehr jung war, kein so ausgeprägtes Urteil hatte, und dass die Erinnerung vielleicht

auch mit der Zeit verschüttet wurde. So beschreibt er, wie er als Kind ein glühender Kommunist war, sein Vater ihn jedoch bekehrt hatte. Wodurch genau aber diese Umkehr erfolgte, wird nicht richtig begründet. Auch beschreibt er sich als Mitglied einer diskriminierten Minderheit, das von Dorfkindern, Rumänen und Roma, geärgert wurde; vieles bleibt jedoch als Pauschalurteil stehen und wird nicht richtig ausgeführt und erklärt.

Umso spannender aber stechen die Details der Flucht hervor: sämtliche Vorbereitungen, die Tatsache, dass der Autor sich für die Familie ‚opfert‘, um seinem Vater zuvorzukommen, der beiläufig sagt, er wolle fliehen, es aber ganz unüberlegt tun würde, das Warten in einem Fabrikgelände, die unerwarteten Hindernisse, der erste gescheiterte Versuch und dann die gelungene Flucht, der Marsch durch die Felder und die Angst, als die Freunde in der ‚Freiheit‘ im Gefängnis landen. Man fiebert mit und ist dankbar, dass man einen solchen Bericht aus erster Hand lesen kann. Abgerundet wird er durch einige Fotos von der Absprungstelle. Und so ist dieses Büchlein also eine willkommene Information über eine waghalsige Flucht, die zum Glück gut ausgegangen ist.



Herbert-Werner Mühlroth
Eine Eisenbahn in meinem Traum. Meine Flucht aus dem kommunistischen Rumänien.

Edition Noack & Block, Berlin
2014, 108 Seiten, 12,80 Euro.

Herta Müller im Gespräch

Ein Konzentrat von Sprache und Erfahrungen

Maria Irod

Für manche mit dem Werk Herta Müllers gut vertrauten Leser mag ihr neu erschienenenes Buch enttäuschend sein. Faktenmäßig bietet das Gespräch, das die Nobelpreisträgerin mit der österreichischen Publizistin Angelika Klammer führt, wenig Neues. Es wäre jedoch ungerecht, wenn man dieser Neuerscheinung jeglichen Neuigkeitswert absprechen würde. Noch nie ist Herta Müller auf ihre Poetik, auf das Ineinander von Spracharbeit und politischem Bewusstsein in ihrem Werk sowie auf die biografischen Hintergründe, die ihre Literatur ständig mit Energie versorgen, so ausführlich und zugleich so deutlich und konzise eingegangen. Daher empfiehlt sich das Buch vor allem als Einstieg in das literarische Universum dieser anspruchsvollen Autorin.

Angelika Klammer versteht es sehr gut, die Schriftstellerin durch gezielte Fragen über ihren Werdegang sowie über Grunderlebnisse erzählen zu lassen, die ihre ethischen und ästhetischen Überzeugungen geformt haben. Obwohl dieser Band verschiedene Gespräche zusammenführt, die zum Teil vorher erschienen sind, entsteht beim Lesen eher der Eindruck eines einzigen, durchlaufenden Erinnerungsstroms. Man findet in diesem Buch die wichtigsten Themenkomplexe und Leitmotive vor, die Herta Müllers fiktionale Schriften durchziehen.

Wenn Herta Müller sich der Kindheit in ihrem banatschwäbischen Dorf entsinnt und dabei das Schreiben als einzige Möglichkeit auffasst, „einen Halt zu finden“, kommt ihr gebrochenes Verhältnis zur Heimat auf drastische Weise zum Ausdruck. Die antagonistische Natur, die als „körperliche Drangsalierung“ empfunden wird, steht hier ebenso im Vordergrund wie bei den großen österreichischen Antiheimatautoren. Durch eigenwillige Bilder und Wahrnehmungen wird diese Parallele jedoch relativiert. So geht etwa das Zusammenspiel Feldarbeit-Trauer fast unmerklich in eine detailgenaue Beschreibung des Naturschönen über. Herta Müller führt ihre enge Beziehung zu den Pflanzen auf die Einsamkeit des Bauernkindes auf dem Feld zurück und versteht sie als Versuch, sich „pflanzennah“ zu machen und so an das Leben im Tal anzupassen. Andererseits weisen solche Beobachtungen auf der Mikroebene ins Literarische und lassen die Schreibpraxis der Autorin als minutiöse Spracharbeit erkennen. Poetologische Grundaussagen Herta Müllers sind in diesem Gespräch häufig anzutreffen, sie werden an passender Stelle hervorgehoben und prägen sich dem Leser ein. Ein Statement wie „Nichts Erlebtes ist fertig.“ führt beispielsweise zur paradox anmutenden Formulierung: „Die schönen Sätze, die mehr als der Inhalt ihrer Wörter sind, wissen so lang, wie man den Blick draufhält, wie das Leben geht.“ Und

mehrmals wird klargestellt, dass es beim Schreiben mehr um Takt und Klang als um die außersprachliche Wirklichkeit gehe. Dieses extreme Sprachbewusstsein verbindet Herta Müller mit einem ethischen Credo, das sie im trefflichen Satz zusammenfasst: „Es kann einen niemand zwingen, so zu werden, wie man erzogen worden ist.“

Die Geschichten um die Verfolgung durch die Securitate, die wir aus Müllers anderen Büchern kennen, werden hier neu erzählt. Klipp und klar stellt Herta Müller die Strategien bloß, die die Securitate anwendete, um sie als Mensch und Autorin im Westen zu diskreditieren. Dabei erklärt sie unter anderem die Rolle der banatschwäbischen Landsmannschaft in diesem Kontext.

Dem Roman „Atemschaukel“ und den biografisch-kontingenten Situationen, die hineingearbeitet wurden, wird im Gespräch viel Platz eingeräumt. Die Ausführungen zur Vorgeschichte des Romans versteht Herta Müller als Trauer um ihren „Freund Oskar“. Offen spricht sie über die Wut, die sie nach der Entdeckung seiner Securitate-Akte empfand. Einfühlsam und nuanciert beschreibt Müller die Umstände, die Pastior dazu bewogen haben, die Verpflichtung zur Mitarbeit mit der Securitate zu unterschreiben und stellt sich dabei die Frage, wie das Schweigen geht, „wenn man so eng befreundet ist“. Im Rückblick führt sie die Haltung Pastiors auf seine Angst um ihre Freundschaft zurück und findet schmerzhaft genaue Worte für seine existenzielle Lage: „Um sich zu schützen, musste Pastior das Verstecken zu seiner zweiten Natur machen.“ Oder: „Nach dem Überleben blieb bei ihm die ganze Lebenszeit ein Versuch, ins Zentrum der Person Oskar Pastior war eine Scheu eingebaut.“

Auch wenn dieses neue Herta-Müller-Buch keine Überraschungen bietet, hat es doch den Vorteil, dass man hier gebündelt und vereindeutigt vorfindet, was in anderen Werken weit ausgebreitet und mitunter rätselhaft ist.



Herta Müller
Mein Vaterland war ein Apfelkern. Ein Gespräch mit Angelika Klammer.
Carl Hanser Verlag,
München 2014, 239 Seiten,
19,90 Euro.

Reisen ohne Sprachbarriere

„Cum se cheamă asta pe românește?“

Maren Huberty

Der Sprachführer Rumänisch ist Teil der neu bearbeiteten Reihe „Langenscheidt Sprachführer“, deren erklärtes Ziel es ist, dem Reisenden situationsspezifisch und adressatengerecht einen schnellen und einfachen Zugriff auf „die wichtigsten Sätze und Wörter“, wie es im Untertitel heißt, zu erlauben. Konzeptionell wird das durch eine klare Gliederung nach spezifischen, für Reisende relevante Themen umgesetzt.

So umfasst der Sprachführer Rumänisch neun Kapitel, die nach folgenden Themenbereichen geordnet sind: „Anreise und Weiterreise“, „Erste Kontakte“, „Übernachten“, „Essen und Trinken“ (inklusive einer umfangreichen Speisekarte), „Unterwegs in der Stadt“, „Einkaufen“, „Aktivitäten“, „Ernstfall“, „Zeit und Wetter“.

Jeder Themenbereich beginnt mit einer Übersicht der „... wichtigsten Sätze“ (z. B.: *Mă puteți ajuta, vă rog?*), um dann auf weiterführende Redemittel im Rahmen der einzelnen Rubriken zu verweisen. Dort werden Mustersätze vorformuliert, in Gänze (*Vă rog, nu vorbiți atât de repede.*) oder aber mit Leerstellen (*Cât durează ...*), die beispielhaft aufgefüllt werden (... *turul, ... vizita ghidată*). Da Reisende aber nicht nur ihr eigenes Anliegen zu Gehör bringen, sondern auch die entsprechenden Erwidern verstehen wollen, werden, typografisch anders markiert, auch mögliche Antworten antizipiert (*Îmi pare rău, totul e ocupat.*). Zum Abschluss eines jeden Kapitels bietet ein kleines, alphabetisch geordnetes Glossar eine Auswahl „weitere[r] Wörter“, um beispielsweise o. g. Leerstellen besetzen zu können. Für alle Wörter und Sätze wird die rumänische Aussprache in einer für Laien verständlichen Weise notiert.

Neben den Benutzerhinweisen werden den Themenbereichen in sehr restringierter Form kulturspezifische Verhaltensregeln („dos and don'ts“) sowie Erläuterungen zur Aussprache und Grammatik vorangestellt. Ein Reisewörterbuch Deutsch–Rumänisch und in für Rumänien typische „Schilder und Aufschriften“ im Anhang komplettieren den Sprachführer.

Wie heißt das auf Rumänisch? *Cum se cheamă asta pe românește?*

Insgesamt ist der Sprachführer Rumänisch durch seine funktional angemessene Struktur, sein ansprechendes Design und sein handliches Format ein geeignetes Hilfsmittel, um erste Gesprächssituationen in Rumänien zu

meistern. Dennoch gibt es einige lexikalische und grammatische Inkohärenzen. Nicht immer korrelieren die im Themenbereich vorgestellten rumänischen Wörter mit den entsprechenden Angaben des themenspezifischen Glossars oder des nachgestellten Reisewörterbuchs, z. B.: *vilă la cheie/casă de vacanță* – Ferienhaus, *carte de identitate/legitimăție* – Ausweis, *așternături/lenjerie de pat* – Bettwäsche, *cămin/șemineu* – Kamin. Das Wort *ghete* – Schuhe tritt zwar in Komposita (*cremă de ghetă* – Schuhcreme) und Sätzen (*Pot să merg cu ghetetele acestea?* – Kann ich in diesen Schuhen gehen?) auf, unter dem Eintrag *Schuh* ist jedoch nur *pantofi* zu finden. Babyfläschchen, Sauger, Schnuller sind unter der Rubrik „Körperpflege“ gelistet, Windeln findet man dafür gar nicht, ebenso fehlen auch andere, auf Reisen oft nachgefragte Utensilien, wie Bügeleisen oder Haartrockner. Die Frage *Ce monede trebuie pentru ...?* – Welche Münzen brauche ich ...? (S. 165) entspricht nicht der sprachlichen Norm, auch wenn solche flektierten Formen von *a trebui* – müssen, brauchen in der Umgangssprache häufiger zu hören sind. Korrekt muss die Frage lauten: *Ce monede îmi trebuie?*

Leider viel zu knapp ist die Einführung in die Grammatik, die in ihrer Darstellung nicht immer schlüssig und in ihrer Absolutheit auch nicht ohne Fehler ist. So widerspricht die Aussage, dass alle Substantive, die auf einen Konsonant oder *-u* enden, maskulin seien, der vorangestellten Darstellung der Neutra am Beispiel *drum* und der nachfolgend abgebildeten Tabelle zur Pluralbildung. Auch sind Substantive auf *-ă* nicht immer feminin (siehe *tată, papă* usw.), um nur einige zu nennen. Bei nachfolgenden Auflagen sollte der Grammatik mehr Raum gegeben werden, um allzu oberflächliche Erläuterungen zu vermeiden.



Langenscheidt Sprachführer Rumänisch. Die wichtigsten Sätze und Wörter für die Reise. Langenscheidt Verlag, München, Wien 2014, 256 Seiten, 14,99 Euro.

Der deutsche Hofjagddirektor Oberst August Roland von Spiess in rumänisch-königlichen Diensten

Die Jagd als königliches Vergnügen und Naturschutz

Edda Binder-Iijima

Die Jagd kann man aus verschiedenen Perspektiven betrachten: Einmal gehört sie zu den ältesten Nahrungsbeschaffungsmaßnahmen der Menschheit, zum anderen hat sie sich zu einem Adelsvorrecht und zu einer königlichen Regalie entwickelt. Historisch-soziologisch gesehen besaß sie in dieser Hinsicht mehrere Funktionen: als Status- und Herrschaftssymbol, als Vergnügungs- und Zerstreuungsaktion, und nicht zuletzt war sie Bestandteil der adligen Erziehung, wo sich die Jagd mit sportlicher Erziehung und dem Kriegshandwerk verband. Jagdgesellschaften konnten überdies zu politischen und gesellschaftlichen Kommunikationsräumen werden, wie zum Beispiel bei den bekannten Treffen von Kaiser Wilhelm II. mit dem für seine Jagdmanie berüchtigten österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand in dessen Schloss Konopischt (Konopiště, Böhmen) 1913 und 1914.

Geht man mit solchen Erwartungen über die gesellschaftliche Rolle der Jagd beim rumänischen Königshof an die Lektüre dieses Buchs, so wird schnell deutlich, dass für den Autor das Interesse auf einem anderen Gebiet liegt. Im Mittelpunkt stehen die Fauna und Flora der königlichen Jagdgebiete, die er als Hofjagddirektor von 1922–1938 für die Jagd zu organisieren und zu verwalten hatte. Über seine Person erhalten wir einige Informationen aus dem Vorwort seiner Enkelin, Helga Stein. Oberst Spiess (1864–1953) war ein österreichisch-ungarischer Offizier wie sein Vater, der nach verschiedenen Garnisonsaufenthalten in der Doppelmonarchie nach Hermannstadt in Siebenbürgen versetzt wurde, wo sein Sohn bis zu seinem Tod 1953 verblieb. In dessen Haus befindet sich heute das Jagdwaffen- und Trophäenmuseum als Abteilung des Bruckenthal-Museums, das nach ihm benannt wurde.

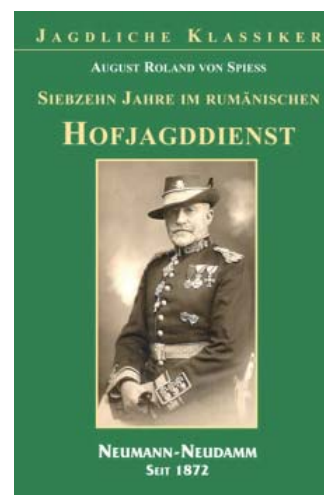
Aufgrund der Fürsprache des rumänischen Generals A. Văitoianu konnte Spiess nach dem Kriegsende 1918 in die rumänische Armee und in die Dienste von König Ferdinand eintreten, der Spiess wegen seiner Erfahrungen auf dem Gebiet beauftragte, ein Hofjagdamt zu errichten und die königlichen Jagdreviere nach modernen Richtlinien zu organisieren. Auch Spiess bestätigt, dass Ferdinand über ausgezeichnete botanische und ornithologische Kenntnisse verfügte, und dass beide in ihrem Verständnis über eine sich ergänzende Verbindung von Natur und Jagd übereinstimmten.

Die Erinnerungen von Spiess sind nach Jahren eingeteilt; sie gehen von 1922 bis 1938, als er wegen Erreichung der Altersgrenze pensioniert wurde. Er war der letzte „Deutsche“ in königlichen Diensten, wie er in seiner Einleitung

anmerkt, ebenso, wie das Faktum, dass er mit allen Mitgliedern der königlichen Familie auf deutsch verkehrte. Dass er nach dem Tod von König Ferdinand 1927, dessen Krankheit und Tod er ein eigenes Kapitel widmet, weiter im Amt verblieb, bedeutet, dass auch dessen Nachfolger seine Tätigkeit schätzten und seine Fachkompetenz zu würdigen wussten.

Den überwiegenden Teil nehmen die Natur- und Jagdschilderungen ein, während seine Aufenthalte am Hof mit wenigen Ausnahmen (zum Beispiel die Hochzeit der Prinzessin Ileana 1931 in Sinaia) eher cursorisch vermerkt werden. Seine Begeisterung über die Schönheiten der Landschaft, der Natur und die Tierartenvielfalt der Jagdgebiete, die vom Hochgebirge bis zum Donaudelta reichen, kommt dabei deutlich zum Ausdruck. Hilfreich wäre hier eine Karte über die im Land verstreuten Gebiete gewesen. Viel erfährt man darüber, welche logistischen und organisatorischen Vorbereitungen eine Jagd erforderten, ebenso wie ihr Ablauf war, welche Jagdwaffen benutzt wurden und andere technische Details. Wenn man, wie die Rezensentin, an der Jagd selbst wenig Interesse bzw. keine Kenntnisse darüber hat, bedauert man den Abschuss prächtiger Auerhähne oder anderer Tiere, gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass Naturschutz und Arterhaltung ein wichtiges Anliegen für Spiess darstellten. Anhand der Einstellung zur Jagd lassen sich übrigens auch bestimmte Charakteristika prominenter Gäste, darunter zum Beispiel der König von Griechenland oder die Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, für den Jagdleiter ableiten. Zur Anschaulichkeit der Natur- und Jagdbeschreibungen tragen die vielen Schwarz-Weiß-Abbildungen bei, wie überhaupt dieser Band in einer sehr schönen Aufmachung eines auf Jagd- und Naturbücher spezialisierten Verlags vorliegt. Dass dieser Band neu aufgelegt wurde (1. Auflage 1940), kann als Indiz für das

Interesse eines Fachpublikums gelten; neben der Liebe zur Jagd ist er vor allem eine Hommage an die Naturschönheiten Rumäniens.



August Roland von Spiess
Siebzehn Jahre im rumänischen Hofjagddienst.

3. Auflage mit Ergänzungen von letzter Hand mit 84 Abbildungen. Neumann-Neudamm Verlag, Melsungen 2014, 349 Seiten, 29,95 Euro.

„Wie sich die Rumänen einst die Zeit vertrieben“

Katharina Biegger

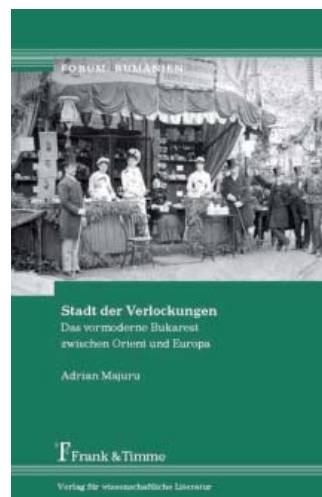
Als ich das Buch „Stadt der Verlockungen“, die Nummer 19 aus der verdienstvollen Reihe „Forum: Rumänien“ im Verlag Frank & Timme, aufschlug, erwartete ich eine historische Stadtsoziologie oder eine architekturgeschichtliche Darstellung – der Originaltitel „Cum se distrau românii odinoară“ [Wie sich die Rumänen einst die Zeit vertrieben] hätte mich wohl besser vorbereitet auf das, was folgt: Es geht um die Vergnügungen und Freizeitbeschäftigungen, die in Bukarest populär waren oder wurden, und um die damit verknüpften Lokaltäten. Der Fokus liegt auf der heutigen Hauptstadt Rumäniens; zuweilen werden auch andere Städte der Walachei erwähnt. Der zeitliche Rahmen ist unklar: Die „Vormoderne“ beginnt irgendwann in der osmanisch-phanariotischen Periode und wird zuweilen bis in die „Jahre der Volksherrschaft“ (d. h. bis deutlich in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts) ausgedehnt. Die historischen Rahmenbedingungen werden zwar zuweilen angesprochen, aber nicht erklärt – leider: Denn die tief greifenden kulturellen Neuerungen in der Region sind nur durch den großmachtpolitischen Umschwung, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzt, zu verstehen. Die Bindungen nach Istanbul lockern sich, westeuropäische Einflüsse nehmen mehr und mehr überhand. Der Modernisierungsschub verdankt sich, wie Majuru ebenfalls erwähnt, nicht zuletzt den kulturell sehr unterschiedlichen Zuwanderern ins neue Rumänien: russische Militärs, levantinische Händler, französische Industrielle, dem König aus Deutschland samt seinem Gefolge, Apothekern aus der Schweiz, transsylvanische Lehrer, Varieté-künstler auf Tournee usw. Das vorliegende Buch strebt aber nicht nach einer systematischen Beschreibung oder gar Analyse dieser Prozesse, sondern breitet ein großflächiges, nur grob strukturiertes Mosaik von Phänomenen aus. Geschildert werden Markttreiben, Straßenverkehr, heimische Lektüre, elegante Bälle, der Besuch von Cafés, Kinos und Konditoreien, Müßiggang und Sport, Bademoden, Jagdrituale und vieles mehr. Die Grundmelodie klingt nostalgisch: In vormodernen Zeiten wussten sich die Rumänen – oder doch wenigstens die Bukarester – grandios zu amüsieren.

In den Anfangspassagen wird das Wachstum Bukarests vom mittelalterlichen Fürstenhof samt der zugehörigen Marktflecken und der umliegenden Dörfern zur ungestalteten Agglomeration unterschiedlicher *Machallas* (im beigegebenen Glossar dankenswerter Weise erklärt) bis zur Hauptstadt des Königreichs Rumänien, die sich

Klein-Paris rühmt, skizziert. Entwicklungslinien werden angedeutet von der ‚orientalisch‘ gefärbten Kultur der Bojaren, in deren Kreisen Konversation auf Griechisch gehalten wird, zu den nach westlichen Modellen geprägten Lebensformen, wo in den Salons Französisch parliert und getanzt wird (das Kapitelchen über den „Salon“ scheint mir eines der unterhaltsamsten und instruktivsten). Insgesamt aber zerfasert die Erzählung in allzu viele, kaum verbundene Einzelstränge. Weniger wäre mehr.

Der Autor Adrian Majuru, Historiker und Journalist, unterrichtet an der *Ion Mincu-Universität für Architektur und Stadtplanung* in Bukarest und leitet seit einem guten Jahr das städtische Museum. Er hat sich mit einer größeren Zahl von Veröffentlichungen zur heimischen Kulturgeschichte hervorgetan. Mit dem vorliegenden Buch, so der überwiegende Eindruck, greift er auf Werke anderer, zum Teil wesentlich früherer Gelehrter zurück, die aus Originalquellen schöpften; Belege werden zuweilen angegeben. Die Übersetzung bereitet wenig Lesevergnügen; manche Stellen wirken unbeholfen, und es finden sich auch wahrliche Schnitzer: Die „Mogoşoia-Brücke“ beispielsweise ist keine Brücke, sondern der mit Bohlen befestigte Dammweg von der Dâmboviţa Richtung Norden, heute *Calea Victoriei*. In die gut 200 Seiten sind rund 50 kleinformatige Schwarz-Weiß-Fotografien eingestreut.

Positiv an dem Buch ist, dass es uns aufzeigt, wie viele spannende und des Erforschens würdige Studienobjekte, Beispiele für frühere Lebensart und Kulturkontakt, es gibt – wobei uns der Mund gewässert, der Appetit aber nicht gestillt wird.



Adrian Majuru
Stadt der Verlockungen.
Das vormoderne Bukarest
zwischen Orient und Europa.
Übersetzt aus dem Rumänischen von Ioana Nechiti und Clemens Wigger. Frank & Timme Verlag, Berlin 2014 (= Forum: Rumänien 19), 226 Seiten, 29.80 Euro.

Lucian Boias „Germanophile“ hinterfragen die nationale Meistererzählung

Und wenn die Mittelmächte gesiegt hätten?

Florian Kühner-Wielach

Wie in allen seinen nach 1989 erschienen Publikationen nimmt sich Lucian Boia auch mit den „Germanophilen“ eines im „Mainstream“ ignorierten, aber letztlich zentralen Themas der rumänischen Historie an. Er zeigt, dass die rumänische Politik und die öffentliche Meinung zu Beginn des Ersten Weltkrieges keineswegs so homogen waren, wie sie heute präsentiert werden und entgegen der gängigen Narration keineswegs nur auf die „Befreiung“ Transsylvaniens (im weitesten Sinne mit Partium und Banat) hinausgelaufen sind. Unter den „Germanophilen“ fasst Boia jenen Teil der „rumänischen Elite zu Beginn des Ersten Weltkrieges“ zusammen, der sich gegen einen Kriegseintritt auf Seiten der Entente stellte oder zumindest eine den Mittelmächten gewogene Neutralität befürwortete. Kulturelle Affinitäten, so Boias zentrale Aussage, spielten dabei eine weitaus geringere Rolle als die Absicht, zuerst Bessarabien von der russischen Bedrohung zu befreien. Ein Anschluss Bessarabiens an das kleine Königreich Rumänien hätte jedoch eine siegreiche Beteiligung Rumäniens auf Seiten der Gegner Russlands vorausgesetzt. Bekanntlich war Rumänien jedoch 1916 auf Seiten der Entente in den Krieg eingetreten und hat, nach vernichtenden Niederlagen und der Besetzung Bukarests, im Frühjahr 1918 einen gesonderten Friedensvertrag mit den Kriegsgegnern eingehen müssen. Wie der Autor anmerkt, bestand das Glück des Königreichs Rumänien jedoch darin, dass seine Verbündeten den Krieg am Ende doch gewonnen haben; so habe letztlich nicht nur Transsylvanien mit Rumänien vereinigt werden können, sondern auch Bessarabien und die Bukowina. Die rumänische Geschichtsschreibung deutet dieses kontingente Ereignis zu einem Produkt politischer Strategie um. Boia begeht einmal mehr eine national-historiografische Blasphemie und hält dem entgegen: Es hätte auch anders kommen können – und dann hätten die „Germanophilen“ recht behalten.

Das Buch ist in zwei große Abschnitte geteilt: Im ersten Teil widmet sich der Autor dem historischen Umfeld seines Untersuchungsgegenstandes. Kapitel 1 liefert einen in Boia-Manier gehaltenen, kritischen historiografischen Überblick über den Ersten Weltkrieg, der bis in die Gegenwart führt. Er zeigt, wie groß die thematische Lücke ist, die der Autor mit seinem Buch zu füllen beabsichtigt: In keiner Phase war es opportun, über die „Germanophilen“ zu berichten. Im darauffolgenden Kapitel „Parteien, Politiker, Optionen“ beleuchtet er die sich recht disparat darstellende Meinungslage in Rumänien zu Beginn des Krieges. In Kapitel 3 („Land, Meinung, Elite“) macht Boia die „eigenartige Diskrepanz“ deutlich, die zwischen öffentlicher Meinung und einem

„bedeutenden Teil der Elite“ geherrscht habe: Erstere sei deutlich der Entente zugeneigt gewesen, letztere fast zu gleichen Teilen in Gegner und Befürworter einer Allianz mit den Mittelmächten zerfallen. In den beiden folgenden Kapiteln 4: „Journalisten, Schriftsteller, Historiker und Akademiemitglieder; 5: „Die Professoren“ untersucht er die Optionen und Haltungen, zunächst die der Politiker, dann die der publizistischen und akademischen Elite in Bukarest und Iași. Das 6. und letzte Kapitel des ersten Teils – „Orientierungen, Neuorientierungen, Desorientierungen“ – wirkt dem Eindruck eines „etwas statischen Gesamtbildes“ entgegen, das mit der Lektüre der vorangehenden Kapitel entstehen könnte, indem einerseits auf die Möglichkeit, seine Meinung zu ändern, und andererseits auf unentschiedene bzw. ambivalente Haltungen hingewiesen wird.

Der zweite Teil des Buches („Menschen – Ideen – Einstellungen“) erzählt in 60 biografischen Abrissen – es finden sich darunter so prominente Namen wie Tudor Arghezi, Victor Babeș, Dimitrie Gusti, Mihail Sadoveanu und Ioan Slavici – die Geschichte der „Germanophilie“ im Ersten Weltkrieg. In einem Epilog schildert Boia anhand einiger ausgewählter Schicksale, wie es denn mit den „Germanophilen“ nach 1918 weiterging.

Die Übersetzung des 2009 auf Rumänisch erschienenen Buches verdanken wir der Initiative von Studierenden und Lehrenden des Zentrums für Translationswissenschaft der Universität Wien. Nicht nur aus diesem Grunde ist dem Kollektiv so manche Unebenheit in der Übersetzung, die zum Teil auch Boias manchmal etwas flapsigem Stil geschuldet ist, nachzusehen. Die Übertragung von Boias „Germanophilen“ ins Deutsche stellt eine wichtige historiografische Transferleistung dar, die die über die Jahrzehnte auch im Westen manifestierte nationale Meistererzählung der Rumänen weiter aufbricht.



Lucian Boia
Die Germanophilen.
Die rumänische Elite zu Beginn des Ersten Weltkrieges.
Frank & Timme Verlag, Berlin 2014 (= Forum: Rumänien 22), 368 Seiten, 49,80 Euro.

Zur Monografie von Gerhard Köpernik

Das Dritte Reich und die Eiserne Garde

Simon Geissbühler

Der promovierte Jurist Gerhard Köpernik, Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, legt mit seiner Monografie eine detailgetreue Aufarbeitung der Beziehungen zwischen der rumänischen Eisernen Garde und dem Dritten Reich zwischen 1938 und 1945 vor. Er konzentriert sich dabei auf deutsche Quellen, die er in beeindruckender Breite verarbeitet hat.

Im 1. Kapitel geht Köpernik der Entstehung der Eisernen Garde und der Rolle ihres Führers, Corneliu Codreanu, nach. Im 2. Kapitel stehen das erste Exil der Legionäre in Berlin nach der Ermordung Codreanus Ende November 1938 und der Aufstieg des jungen Horia Sima zur neuen Führungsgestalt der Garde im Mittelpunkt. Im 3. Kapitel beleuchtet der Autor die zentrale Phase von der Einbindung der Garde in die Regierungsverantwortung nach der Machtübernahme von General Ion Antonescu Anfang September 1940 bis zum gescheiterten Putsch vom Januar 1941. In dieser Zeitperiode verstärkte sich auch der Einfluss Deutschlands auf Bukarest.

Das Bündnis zwischen dem General und der Garde blieb fragil; Spannungen gab es insbesondere in Wirtschaftsfragen. Antonescu misstraute den Legionären, in deren Reihen radikale Elemente zunehmend an Gewicht gewannen. Vor diesem Hintergrund traf sich Antonescu am 14. Januar 1941 auf dem Obersalzberg mit Hitler. Der Führer sah im General einen zuverlässigen Alliierten. Am 21. Januar 1941 kam es in Bukarest zu einem Putschversuch der Legionäre gegen Antonescu, der von einem Pogrom überlagert wurde (4. Kapitel). Der Aufstand der Legionäre wurde niedergeschlagen. Goebbels schrieb am 30. Januar 1941: „[Hitler] steht zu Antonescu, weil er ihn militärisch nötig hat“.

Führende Gardisten flohen nach dem gescheiterten Januar-Putsch nach Deutschland, einige dank der Unterstützung deutscher Kreise in Rumänien. Andere ließ Antonescu unter der Bedingung ausreisen, dass sie in Deutschland die in Rumänien verfügten Strafen absitzen würden. Sima und andere Legionärsführer wurden in einer Villa rund 70 km östlich von Berlin interniert. Eine andere Legionärsgruppe wurde nach Rostock gebracht.

Im Dezember 1942 floh Sima nach Italien. Noch vor Jahresende wurde er in Rom aufgegriffen und nach Deutschland zurückgebracht. Antonescu sah sich in seinem Misstrauen bestätigt. Wenn Deutschland weiter auf die rumänische Unterstützung zählen wollte, dann brauche er Ruhe an der Heimfront, reklamierte Antonescu. Die meisten Legionäre wurden nach der gescheiterten Flucht

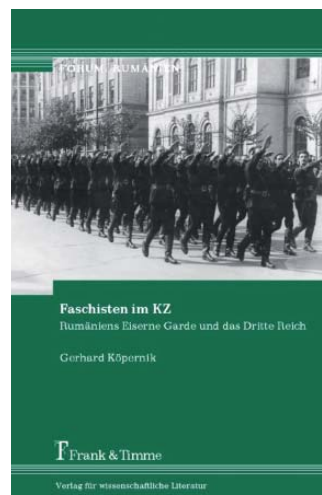
Simas ins KZ Buchenwald gebracht. Allerdings waren sie dort privilegierte Gefangene. Sima lebte in einer Villa am Rande des KZ (6. Kapitel).

In Ansätzen bereits 1942, dann aber deutlich ab 1943 begann sich Rumänien vom Dritten Reich zu distanzieren. Den Deutschen galt Vizeministerpräsident Mihai Antonescu als der starke Mann in Bukarest, der dezidiert antideutsche Positionen vertrete. Daher war man in Berlin froh, mit Sima einen „letzten Trumpf im rumänischen Spiel“ zu haben. Im August 1944 wurde Antonescu gestürzt, Rumänien wechselte die Fronten (6. Kapitel). Damit kam Simas Stunde (7. Kapitel). Er entfaltete hektische Aktivitäten, die jedoch keine Wirkung zeitigten. Die am 10. Dezember 1944 in Wien ausgerufene rumänische Regierung mit Sima an der Spitze blieb ein Papiertiger. Wien fiel Mitte April 1945. Sima floh und lebte von 1947 bis zu seinem Tod 1993 in Madrid.

Köpernik zeigt auf, dass die Garde nach dem Januar-Putsch 1941 nur noch „Spielball der Naziführer“ war, „gescheitert an ihrem ungezügeltten Machtstreben und ihrem Mangel an Realitätssinn“ (S. 250). Hitler setzte auf Antonescu. Himmler, Heydrich und Goebbels hatten Sympathien für die Legionäre, wagten es aber nicht, Hitler zu widersprechen.

Die deutsche Sichtweise der Entwicklungen in Rumänien wird detailliert wiedergegeben, und die unterschiedlichen Einstellungen der deutschen Stellen und führender Persönlichkeiten im Dritten Reich zur Garde werden präzise herausgearbeitet. Das Buch hat gewisse Längen, und bisweilen lassen sich Einordnung und Gewichtung vermissen. Es ist aber sehr übersichtlich strukturiert, gut lesbar, enthält viele bis dahin nicht bekannte Informationen und trägt zum besseren Verständnis der komplexen

Beziehungen zwischen der Eisernen Garde und dem Dritten Reich bei. Köpernik ist ein wichtiges Referenzwerk gelungen.



Gerhard Köpernik
***Faschisten im KZ.
Rumäniens Eiserne Garde
und das Dritte Reich.***
Frank & Timme Verlag, Berlin 2014 (= Forum: Rumänien 20), 290 Seiten, 39,80 Euro.

Wieso wurde über die Rolle der Südostdeutschen in der NS-Zeit solange geschwiegen?

Mariana Hausleitner

Der Klappentext des Buches kündigt an, dass die Autoren darlegen, warum nach 1945 Politiker mit NS-Vergangenheit an die Spitze der Deutschen aus Südosteuropa gelangten. Einleitend stellt Johann Böhm dar, welche ehemaligen führenden Nationalsozialisten 1952 das Südostdeutsche Kulturwerk gründeten. Danach werden auf fast 100 Seiten die 17 wichtigsten Träger dieser Institution vorgestellt. Hier sollen nur drei erwähnt werden: Friedrich Valjavec (1909–1960), ab 1933 NSDAP-Mitglied, wurde 1938 Geschäftsführer des Südost-Instituts in München. Da er in den Kriegsjahren auch „Gegnerforschung“ für die SS betrieb, bekam er nach 1945 keinen Lehrstuhl mehr. Er leitete Forschungsprojekte und war zweiter Vorsitzender des Kulturwerks. Erster Vorsitzender wurde Franz Hamm (1900–1988), der zwischen 1941 und 1944 in Ungarn Abgeordneter sowie Verbindungsmann der Volksgruppenführung zur Regierung von Szálasy war. Seit 1950 wirkte er als einflussreicher Referatsleiter im Bonner Vertriebenenministerium. Schriftleiter der *Südostdeutschen Vierteljahresblätter* wurde Heinrich Zillich (1898–1988), der zwischen 1952 und 1963 auch die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen leitete. Der Schriftsteller hatte sich seit 1933 für die rechtsradikalen Führer der Siebenbürger Sachsen eingesetzt. Klaus Popa hält ihn für einen Hauptschuldigen, warum bei den Deutschen aus dem Südosten nach 1945 keine Aufarbeitung der NS-Zeit erfolgte.

Im Anschluss schildert Böhm ausführlich die Attacken auf ihn seit 1985 aufgrund seiner Dissertation über die Deutsche Volksgruppe in Rumänien zwischen 1936 und 1944. Da diese in herabsetzender Art erfolgten, schaltete er eine Rechtsanwältin ein, die 1988 sogar einen Kritiker zum Schweigen brachte. Seine Gegner stammten aus einer „Arbeitsgemeinschaft“, die 1964 Friedrich Cloos (1909–2004) initiierte. 1987 gründete Böhm mit 26 Mitstreitern einen Verein, der den Einfluss des Nationalsozialismus bei den Deutschen in Südosteuropa genauer untersuchen wollte. Doch als der Verein beim Innenministerium Projekte einreichte, wurden sie nicht wie die des Südostdeutschen Kulturwerkes finanziell gefördert. Auch die vom Verein seit 1989 herausgegebene *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* erhielt keine Zuschüsse.

Am Beispiel des Tagebuchs von Bischof Victor Glondys stellt Böhm dar, wie die Auseinandersetzung mit dem evangelischen Bischof der Siebenbürger Sachsen lange verhindert wurde. Er war 1941 durch einen strammen Nationalsozialisten ersetzt worden. Seine umfangreichen stenografischen Aufzeichnungen aus den 1930/1940er

Jahren wurden ab 1988 von der siebenbürgischen Bibliothek in Gundelsheim und dem Südostdeutschen Kulturwerk begutachtet, aber nicht publiziert. Erst 1997 erschienen sie in dem von Böhm gegründeten AGK-Verlag.

In dem Buch von Böhm und Popa fehlt eine Zusammenfassung, und die eingangs genannte Frage wird nicht systematisch untersucht. Zwei Problemkreise werden nicht angesprochen und sollten weiterdiskutiert werden:

1. Auch in anderen Landsmannschaften hatten einstige Nationalsozialisten bis in die 1980er Jahre wichtige Ämter inne. Im Kulturbereich folgten ihnen dann jedoch junge Wissenschaftler, die in der Bundesrepublik studiert hatten, und von denen einige begannen, schrittweise die NS-Zeit aufzuarbeiten. So brachte etwa das Nordostdeutsche Kulturwerk bereits seit den 1990er Jahren in seinen Publikationen kritische Beiträge. Warum war dies beim Südostdeutschen Kulturwerk kaum der Fall? Dort wirkten seit den 1990er Jahren aus Rumänien zugewanderte Historiker und Germanisten, die aufgrund ihres Alters und ihrer Ausbildung gute Voraussetzungen für einen Neuanfang mitbrachten. Dennoch wurde noch 2001 in der Festschrift zum 50. Jubiläum des Südostdeutschen Kulturwerkes die Arbeit von Valjavec, Hamm und Zillich nur gelobt.

2. Böhm erwähnt die Enttarnung von Friedrich Closs, der vom rumänischen Geheimdienst angeworben wurde und in dessen Auftrag seit 1961 in der Bundesrepublik wirkte. Wieso wurde dieser ehemalige Nationalsozialist, der zwischen 1945 und 1955 in sowjetischer Haft war, Leiter der „Arbeitsgemeinschaft“? Wieso verfasste gerade er mit seinem Schwager das erste Buch zur NS-Zeit in Siebenbürgen? Welche Ziele verfolgten seine Geldgeber?



Johann Böhm, Klaus Popa
Vom NS-Volkstum- zum Vertriebenenfunktionär. Die Gründungsmitglieder des Südostdeutschen Kulturwerkes und der Landsmannschaften der Deutschen aus Rumänien, Ungarn und Jugoslawien. Peter Lang Verlag, Frankfurt a. M. u. a. 2014, 358 Seiten, 64,95 Euro.

Aufarbeitung rumänischer Vergangenheit

Anke Pfeifer

Ende 2014 bot das 25. Jubiläum des Umbruchs im östlichen Europa besonderen Anlass zur Rückschau. Da kam die Veröffentlichung von Valeska Bopp-Filimonov zu dieser Zäsur auch in der rumänischen Geschichte genau zur rechten Zeit auf den Buchmarkt.

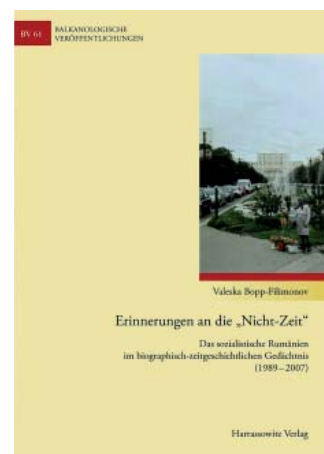
Kunst, Medien und diverse Wissenschaftsdisziplinen beschäftigen sich seit gut 2 Jahrzehnten mit der damaligen Zäsur, der gescheiterten „sozialistischen Epoche“, und vor allem mit ihren Folgen für die Gesellschaft Rumäniens. Auf diese Weise bilden sich Geschichtsbilder heraus, wird das kulturelle Gedächtnis geformt. Aber die Menschen in Rumänien wurden über ihre persönlichen Erinnerungen wohl eher selten befragt. Diese Lücke füllt nun die Verfasserin mit ihrer Dissertation, in der sie ermittelt, wie sich dieser Zeitraum und sein Ende im biografischen Gedächtnis widerspiegelt, wie „sich das Geschichtsbewusstsein einer Gesellschaft im Umbruch (ver)messen [lässt]“. Bopp-Filimonov wählt hierbei einen außergewöhnlichen, methodischen Ansatz, indem sie „in einer Verknüpfung von Diskursanalyse und Oral History“ private und öffentliche Erinnerung in ihrer wechselseitigen Verflechtung untersucht.

Dazu analysiert sie zunächst den Erinnerungsdiskurs zur jüngsten Geschichte, wie er sich in politischen Verlautbarungen, in Fernsehen und Presse darstellt, und wählt als Referenzbegriffe *Kommunismus* für die Dauer und *Revolution* für das Ende der historischen Periode aus. Die Ereignisse vom Dezember 1989 sind zwar ein wichtiger „Erinnerungsort“, allerdings wegen der uneinheitlichen Interpretation nicht identitätsbildend für die Gesellschaft. Anders offenbar der pauschal verurteilte Begriff *Kommunismus*, wobei der damit in Verbindung gebrachte Zeitabschnitt nicht untersucht wird. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wird vielmehr zum Tabu, zur *Nicht-Zeit*, über die bestimmte *Sagbarkeitsregeln* zirkulieren, d. h. verinnerlichte Deutungsvorgaben, die den Diskurs über diese Periode bestimmen. In diesem Zusammenhang stellt sie auch fest, dass gemäß den öffentlichen *Sagbarkeitsregeln* in der Gegenwart wieder positiv an die Zwischenkriegszeit erinnert werden darf, die Judendeportationen dagegen dabei weitgehend ausgespart bleiben, weil diese nicht zum *Sagbarkeitskanon* gehören. Die Verfasserin zeigt dann, wie die „Bemühungen öffentlich-staatlicher Erinnerungskultur“ individuell wahrgenommen und in autobiografischen Erzählungen mit der jeweils eigenen Lebensgeschichte und Familienbiografie zusammengebracht werden. Zur Ausleuchtung dieses kommunikativen Gedächtnisses

interpretiert sie Material, das sie aus 45 im Zeitraum von 2005 bis 2007 von ihr geführten Interviews in 18 Familien aus Bukarest, Temeswar/Timișoara und Alexandria gewonnen hat. Das Gesprächsmaterial dreier Familien analysiert sie im Detail: Befragt wurden jeweils Vertreter von drei Generationen; die erste Familie stammt aus dem demokratisch-konservativen Intellektuellenmilieu, die Angehörigen der zweiten Familie gliedern sich in die Gesellschaft ein, verfolgen aber letztlich ihren eigenen individuellen Weg und die dritte Familie war „Teil der kommunistischen Elite“, die dann leider der Veröffentlichung von Interviews und deren Auswertung widersprach. Stattdessen diskutiert die Verfasserin diesen Fall durchaus gewinnbringend auf einer Metaebene. Deutlich wird, dass die persönlichen Systemerfahrungen letztlich ausschlaggebend sind für die Positionierung und die Art der Erinnerung.

In der Arbeit wird eine beachtliche Pluralität innerhalb der Erinnerungskultur präsentiert. Auffallend ist die überaus respektvolle und um Verständnis bemühte Vorgehens- und Interpretationsweise der Verfasserin, die nicht genug gewürdigt werden kann.

In beiden großen Teilen der Arbeit baut sie überdies detaillierte Informationen zu den historischen Hintergründen ein, erklärt bzw. ergänzt so die aus Text- und Gesprächsanalysen gewonnenen Auskünfte und bietet damit ein umfangreiches Panorama jüngster rumänischer Geschichte. Die Untersuchung „individuelle[r] und öffentlich-medialer Erinnerung“ leistet einen wertvollen Beitrag zur differenzierten Erforschung der Wirkmächtigkeit jener Zeit und ist nicht nur für an Rumänien Interessierte, sondern auch für Ethnologen, Soziologen, Medienwissenschaftler und Historiker eine lohnende Lektüre.



Valeska Bopp-Filimonov
Erinnerungen an die „Nicht-Zeit“. Das sozialistische Rumänien im biographisch-zeitgeschichtlichen Gedächtnis (1989–2007). Harrasowitz Verlag, Wiesbaden 2014 (= *Balkanologische Veröffentlichungen* 61), 350 Seiten, 54,00 Euro.

Das Repser und das Fogarascher Land im Bild

Siebenbürgische Kirchenburglandschaft abseits der Tourismuszentren

Josef Sallanz

Von Martin Rill sind im Verlag Wort + Welt + Bild zu Siebenbürgen und dem Banat bereits mehrere Bildbände herausgegeben worden. Der neueste von ihm edierte Band umfasst gut 600 Aufnahmen von 27 Ortschaften des Repsers und des Fogarascher Landes. Diese Fotografien, die überwiegend zwischen 2012 und 2014 entstanden, stammen vornehmlich von dem nicht nur für seine Rumänienbilder bekannten Fotografen Georg Gerster. Die 54 aus der Vogelperspektive angefertigten, besonders beeindruckenden fotografischen Abbildungen gehen auf die Jahre 1994 und 1995 zurück.

In dem Band werden folgende Orte des Repsers und des Fogarascher Landes vorgestellt, die alle bis in die 1990er Jahre jahrhundertlang von Siebenbürger Sachsen bewohnt waren und zum ganz kleinen Teil immer noch sind: Bekokten/Bărcuț, Bodendorf/Bunești, Deutsch-Kreuz/Criț, Deutsch-Tekes/Ticușu Vechi, Deutsch-Weißkirch/Viscri, Draas/Drăușeni, Felmern/Felmer, Fogarasch/Făgăraș, Galt/Ungra, Großschenk/Cincu, Hamruden/Homorod, Katzensdorf/Cața, Kleinschenk/Cincșor, Leblang/Lovnic, Meeburg/Beia, Meschendorf/Meșendorf, Radeln/Rodeș, Reps/Rupea, Rohrbach/Rodbav, Scharosch/Șoarș, Schirkanyen/Șercaia, Schweischer/Fișer, Seiburg/Jibert, Seligstadt/Seliștat, Stein/Dacia, Streitfort/Mercheașa und Tarteln/Toarcla.

Zunächst wird auf einer Übersichtskarte das Repser und das nördlich davon angrenzende Fogarascher Land in Rumänien sowie die genannten Siedlungen in der Region lokalisiert. Jeder dieser Ortschaften ist in einem eigenen Kapitel dann ein kurzer historischer Abriss gewidmet, es folgt ein Lageplan, in dem auch die Straßennamen angegeben sind. Auf der nächsten Seite ist eine Luftaufnahme des Ortes zu finden, so dass der Leser gleich einen guten Überblick über die jeweilige Siedlung erhält. Schließlich werden von den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten und Bauwerken der Ortschaften Fotografien gebracht. So auch beispielsweise für Katzensdorf, das sich im Norden des Kreises Kronstadt/Brașov befindet, an der Landstraße, die das Fogarascher Land mit dem Szeklerland verbindet. Man erkennt sofort, dass es sich um ein Straßendorf in Kreuzform handelt, welches sich um einen Anger gliedert. Urkundlich wurde Katzensdorf erstmals 1400 erwähnt, mit dem Amtsverzicht des Abtes des Zisterzienserklosters Kerz/Cârța, Michael, zugunsten von Johannes von Bornequel; als Zeuge trat dabei der Katzensdorfer Ortspfarrer Johannes

auf. Gegründet wurde das Dorf wahrscheinlich bereits im 12. oder 13. Jahrhundert, denn im 13. Jahrhundert errichteten die Dorfbewohner eine dreijochige Pfeilerbasilika mit Glockenturm. Wie von Katzensdorf werden uns auch von allen anderen Orten Innenansichten der auch kunsthistorisch meistens sehr wertvollen Kirchen gezeigt, sowie Details, wie hier die romanischen Zwillingfenster im Mittelschiff der Kirche oder den fünfeckigen Pfarrturm an der südöstlichen Seite der Kirchenburg. Auch Abbildungen zu den evangelischen Friedhöfen sind zu finden - häufig sind die Gräber nach der Aussiedlung der Deutschen zubetoniert. Besonderheiten in den einzelnen Orten werden vorgestellt, im Falle von Katzensdorf ist es das Eingangstor des Friedhofs, auf dessen Innenseite zu lesen ist: „Was wir bergen in den Särgen ist das Erdenkleid. Was wir lieben ist geblieben und bleibt in Ewigkeit.“ Das evangelische Pfarrhaus, einige Bauernhäuser, die ehemalige deutsche Schule, die jetzt Dorfschule ist, und die rumänische Schule stehen unter Denkmalschutz, und natürlich ist auch die rumänisch-orthodoxe Kirche Hl. Dreieinigkeit von 1816 zu sehen. Doch auch (anscheinend) dem Verfall preisgegebene Kirchen und Gebäude werden gezeigt, wie beispielsweise die in Felmern, ein Ort, der zwischen 1150 und 1190 gegründet wurde. Und somit zeigen die Fotos auch den Wandel zweier siebenbürgischer Regionen, deren Kulturerbe durch die Auswanderung der Nachkommen der Gründer der vorgestellten Orte massiv bedroht ist.

Die meisten Ortschaften werden recht umfassend fotografisch dargestellt, dazu sind die historischen Erläuterungen sehr hilfreich. Der Bildband wird vielen Siebenbürger Sachsen aus der Region, die seit Jahrzehnten in Deutschland leben, die Veränderungen ihrer Heimat anschaulich vor Augen führen. Er lädt aber gewissermaßen uns alle nachdrücklich dazu ein, diese wunderschöne Kulturlandschaft selbst zu entdecken und zu erleben.



Georg Gerster, Martin Rill
Das Repser und das Fogarascher Land. Wort + Welt + Bild Verlag, Erlenbach 2014, 324 Seiten, 675 Farbbildungen, 1 Übersichtskarte, 27 Ortsgrundrisse, 59,00 Euro.

Rumänien mit dem Wohnmobil entdecken

Haben wir die Trajanssäule oder das Tropaeum Traiani gesehen?

Adrian Teleabă

Dass Rumänien in letzter Zeit touristisch immer interessanter und bekannter wird, wird auch an einer wachsenden Literatur (nicht nur in Sachen Tourismus) über dieses Land deutlich. Es gibt zunehmend eine spezialisierte Literatur, die sich an einen bestimmten Leser- oder Touristenkreis richtet.

So ein Buch ist „Mit dem Wohnmobil nach Rumänien“, das als Band 80 in der Womo-Reihe erschienen ist. Es wendet sich an Reisende, die Rumänien per Wohnmobil entdecken und erkunden möchten. Dem Autorenehepaar, Christina und Christian Winkler, merkt man an, dass sie das Land kreuz und quer durchfahren und dabei kennen- und lieben gelernt haben. Auf 310 Seiten beschreiben sie nun ihre dabei gewonnenen Eindrücke.

Das Buch ist in 13 Touren unterteilt, mit Kilometerangaben, Entfernungen zwischen den Ortschaften, die sich auf dieser Tour befinden, den GPS-Daten zu allen Abstell- und Parkplätzen für das Wohnmobil sowie Angaben zur Straßenbeschaffenheit. Außerdem enthält es Angaben zu den rund 350 Übernachtungs-, Bade-, Picknick-, Stell-, und Campingplätzen (ebenfalls mit GPS-Daten!) sowie den Wanderwegen in der jeweiligen Umgebung. Die Beschreibung der Routen fängt mit der Stadt Arad an, um dann nach einem Bogen durch ganz Rumänien mit dem nördlich von Arad gelegenen Großwardein/Oradea abzuschließen. Zu den größeren Städten, wie beispielsweise Bukarest, Konstanza/Constanța, Temeswar/Timișoara, Kronstadt/Brașov, Hermannstadt/Sibiu usw., werden Extraangaben gemacht. Auf jeder der dreizehn beschriebenen Touren werden kleinere literarische Exkurse unternommen oder Tipps gegeben zu historischen, kulturellen

oder ethnischen Besonderheiten der Regionen, die man gerade durchreist.

Abgeschlossen wird das Buch mit Tipps von A bis Z (Anreise, Wandern in Rumänien oder ein Kurzabriss über die Geschichte des Landes) sowie mit einem Merkblatt über etwaige Veränderungen von Park- und Stellplätzen oder Abweichungen von Sachverhalten, die im Buch beschrieben werden. Insgesamt ist das Buch ein *Muss* für jeden, der Rumänien auf eigene Faust mit einem Wohnmobil erkunden möchte, vor allem auch, weil man auf allen Seiten des Buches merkt, dass die Autoren nicht nur das Land sehr gut kennen, sondern es auch sehr schätzen gelernt haben. Dieser Eindruck wird durch kleine Flüchtigkeitsfehler keineswegs gemindert: So ist beispielsweise auf Seite 112 die Rede von der „Trajanssäule“ im dobrovudschanischen Adamklissi/Adamclisi. In der Dobrukscha steht das *Tropaeum Traiani*, ein Denkmal, das zu Ehren des Sieges der Römer nach Trajans Kriegen gegen die Daker errichtet wurde. Die Trajanssäule, *Columna Traiana*, steht in Rom, gut 2.000 km von Adamklissi entfernt.



**Christian Winkler,
Christina Winkler**
*Mit dem Wohnmobil nach
Rumänien.* Womo-Verlag,
Mittelsdorf 2014 (= Womo Reihe 80),
312 Seiten, 19,90 Euro.



Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik, 27. Jg., Heft 1–2/2015. Die Halbjahresschrift wird vom Arbeitskreis für Geschichte und Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa (Dinklage) in Zusammenarbeit mit der Universität Vechta herausgegeben.

Aus dem Inhalt – Gabriel Andreescu: Institutionalisierte Misserfolge. Der Beitrag der Securitate-Akten-Behörde und des Verfassungsgerichts zur Aufarbeitung in Rumänien (II) • William Totok: Mit tückischer Durchtriebenheit. Durchsetzung der offiziellen

Geschichts- und Kulturpolitik im national-kommunistischen Rumänien mit nachrichtendienstlicher Unterstützung (III) • Klaus Popa: Berichte von Pfarrern der evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien aus Transnistrien und aus dem Generalgouvernement (1942–1944) (I) • Johann Böhm: Die Gleichschaltung der deutschen Presse in Rumänien durch Volksgruppenführer Andreas Schmidt ab September 1940–1944 • Werner Kremm: Periamportbewusstsein • Johann Lippert: Verortung (Gedichte) • Georg Herbstritt: „Aus den Giftschränken des Kommunismus“. Ein Tagungsbericht • <http://www.halbjahresschrift.homepage.t-online.de>

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Marianne Theil

Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: